Die Christliche Welt

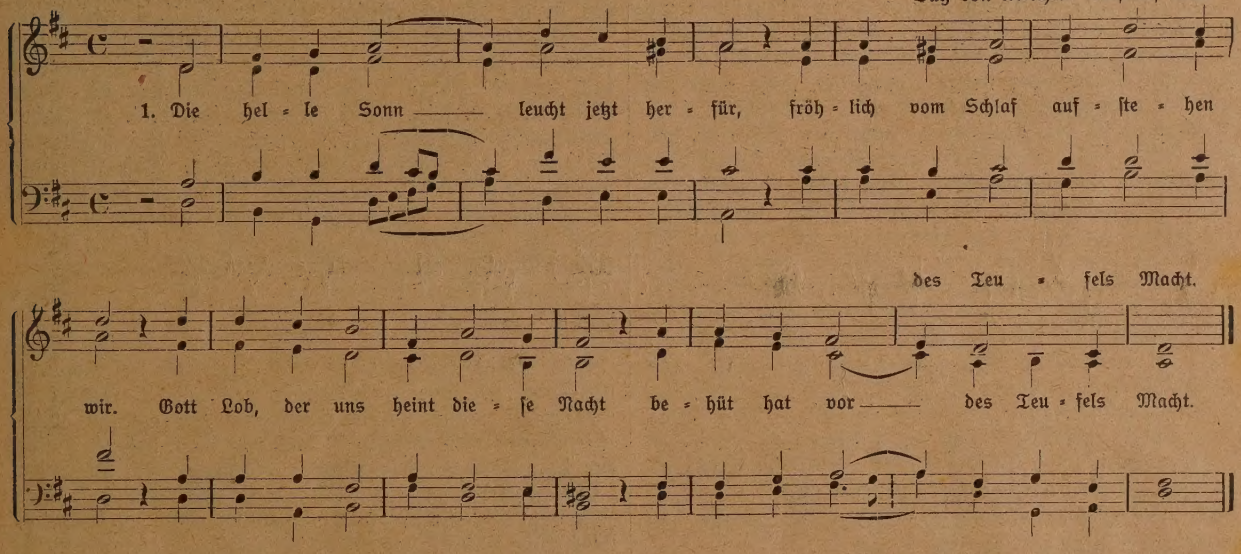
HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 1 — Gotha, 5. Januar 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Morgenlied [Sp. 1] — Seid getrost [Sp. 1] — Vor 1900 Jahren [Sp. 3] — Mensch und Kreatur. Erstes Stück [Sp. 15] — Zum Streit um das religiöse Bild unserer Tage [Sp. 21] — Hermann Sudermann [Sp. 26] — Sind wir Heloten? [Sp. 29] — Unterhaltspflegschaften als Aufgabe evangelischer Jugendwohlfahrtsarbeit [Sp. 31] — Bücher und Schriften: Religion und Sittlichkeit des Genesis (Weiser); Die Wunder der Bibel (Rust); Jesus aus Galiläa (Spemann); Altes und Neues (Zahn); Das letzte Kapitel des Römerbriefs (Koenneke); Die Christengemeinden (Glaue); Ein verschwundenes Zisterzienserkloster (Seilacher); Bilder aus dem Täufertum (Wiswedel); Das schweizerische Täufermennonitentum (Correll); Religion Michelangelos (Beyer); Gasparo Contarini (Rückert); Jahn (Piechowski); Astrologie (Krause); Grenzen des Wissens (Hamann); Blick ins Dunkle (Remmy); Tust du es auch? (Weyer); Forderung des Tages (Dörries); Evangelische Freiheit (Jaeger); Frömmigkeit unserer Gesangbuchlieder (Görnandt); Fragen unseres gottesdienstlichen Lebens (Gölz); Exerzitien (Schlund); Geschichte einer Landarbeitersiedlung (Nordbeck); Jahrbücher [Sp. 36] — Vom römischen Katholizismus der Gegenwart [Sp. 43] — Neukölln [Sp. 47] — Zum Streit um Hasenclevers Komödie [Sp. 48] — Wöchentliche Chronik [Sp. 49] — Verschiedenes [Sp. 52] — Versammlungskalender [Sp. 52] — Anzeigen

Morgenlied

Satz von Melchior Vulpius, 1609.



2. Herr Christ, den Tag uns auch behüt
vor Sünd und Schand durch deine Güt;
laß deine lieben Engelein
unser Hüter und Wächter sein.

3. Daß unser Herz in Ghorsam leb,
deim Wort und Willn nicht widerstreb,
daß wir dich stets vor Augen han
in allem, das wir heben an.

4. Laß unser Werk geraten wohl,
was ein jeder ausrichten soll,
daß unser Arbeit, Müh und Fleiß
gereich zu deim Lob, Ehr und Preis.

Nikolaus Hermann († 1561).

Seid getrost

Seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Joh. 16, 33

Von der Feste Coburg schrieb Luther an Melanchthon: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Es wird ja nicht falsch sein, das weiß ich fürwahr, daß Christus der Überwinder der Welt ist. Was also zittern wir so vor der überwundenen Welt, gleich als wäre sie der Überwinder? Sollte einer doch solchen Spruch auf seinen Knien von Rom und Jerusalem holen! Aber weil wir sie zu Tausenden haben und ihrer gewohnt sind, achten wir sie nicht."

Nach dem Hochgefühl von Weihnachten und Neujahr stellt sich wohl leicht eine gewisse Ernüchterung ein. Der Alltag fordert von Neuem sein Recht an uns. Und wir merken, daß auch das Jahr 1929 nichts Anderes ist wie all die Tausende seiner Vorgänger. Es bringt mit sich Tag und Nacht, Sonne und Regen, Wärme und Kälte, Freud und Leid. Genau wie alle anderen. Unsere Arbeit geht den alten Gang, wir auch — und wer weiß, wohin? Sünde und Schuld, Not und Tod haben ihre Macht nicht eingebüßt, sondern sind auch heute noch Wirklichkeiten. Fromme Hoffnungen scheinen sich am festen Gefüge des Alltags zu brechen. Die Welt steht von Neuem vor uns als Etwas, das immer noch Antwort verlangt, gerade zur Epiphaniaszeit, die doch so etwas wie eine Probe aufs Exempel sein und an der sich unser Weihnachten und Neujahr bewähren sollte!

Ein wie schwachmütiges Herz hat der Mensch, daß er so bald vergißt: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen!" Daß er sich immer wieder von der Welt überwinden läßt, die doch in Christus überwunden ist. Daß er seinen Glauben nicht auf Gott richten kann, der Himmel und Erde gemacht hat und heute noch erhält, sondern immer wieder auf sich und die Welt blickt, und Sünde und Schuld sieht. „Disputiert nicht mit dem Satan und richtet eure Augen unverwandt zu dem Herrn" sagt Luther. Was also zittern wir so vor der überwundenen

Welt? Gott ist ja wiedergekommen und will bei uns bleiben, und sein Licht will uns scheinen durch all das verworrene Gestrüpp unserer Gedanken.

Durch die Pforte von Sylvester sind wir hinübergewechselt ins neue Jahr. Wenig wissen wir von ihm, wohl aber, daß es kaum leichter wird als das alte. Denn wir haben uns selbst und die Welt mit hinübergenommen, und Mancherlei mag uns hart ankommen. Da gilt nur Eins! Nicht das Elend größer machen dadurch, daß man es unverharrt anschaut. Warum wollen wir unsere Sünde noch vergrößern? Sondern glauben, daß die Welt überwunden ist und den Blick richten auf den, in dem's geschehen.

Dein Erscheinung müss' erfüllen
Mein Gemüt in aller Not;
Dein Erscheinung müsse stillen
Meine Seel auch gar im Tod.
Herr, in Freuden und im Weinen
Müsse mir dein Licht erscheinen.

H Sch

Vor 1900 Jahren

1. Die Chronologie. 2. Das „weltliche" Datum. 3. Das Jahr des Heils und die Regierung des Tiberius. 4. Das Lukasevangelium als einjähriger Bios. 5. Die nicht erfüllte Weisjagung. 6. Das fünfzehnte Jahr als Urgeschichte [1])

1

„Im fünfzehnten Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius ... kam das Wort Gottes zu Johannes, dem Sohn des Zacharias, in der Wüste" — so beginnt Lukas, der dritte Evangelist, seine Beschreibung der evangelischen Geschichte. Nach wahrscheinlichster Berechnung ist das fünfzehnte Jahr des Tiberius das Jahr 28/29 unserer Zeitrechnung. Ist diese Berechnung und das von Lukas angegebene Jahr richtig, dann hätten wir in diesen Monaten das Recht, ein sehr eigenartiges „Jubiläum" zu feiern: die Erinnerung an den vor 1900 Jahren erfolgten Anfang der religiösen Bewegung, aus der das Christentum hervorgegangen ist. Wir denken nicht daran, dies Ereignis zu feiern und den Kirchen ein Feiern dieses Ereignisses zu empfehlen. Wohl aber sehen wir Anlaß, gerade auch im Blick auf die zur Zeit gepflogenen Verhandlungen über das Verhältnis des Neuen Testamentes zur Geschichte, die Frage zu stellen: Was bedeutet es eigentlich, daß im fünfzehnten Jahr des Tiberius, d. i. vor 1900 Jahren — das Wort Gottes zu Johannes gekommen ist?

Ehe wir dieser Frage näher treten, zuvor noch ein kurzes Wort über unsere Berechnung.

Wenn das 15. Jahr des Tiberius mit dem Jahr 28/29 n. Chr. Geburt zusammenfallen soll, dann ist vorausgesetzt, daß die Zählung der Regierungsjahre des Tiberius beginnt mit dem Tode des Augustus und der eigentlichen Thronbesteigung des Tiberius. Augustus starb am 19. August des Jahres 14. Das 15. Jahr des Tiberius läuft dann von August 28 bis August 29.

Mit dieser Berechnung konkurrieren indes zwei andere, die von sachkundigen Gelehrten vertreten werden. Auf der einen Seite (1) will Theodor Zahn die Regierung des Tiberius von seiner Erhebung zum Mitregenten an rechnen, die Ende 11 oder Beginn 12 stattfand. Dann wäre das 15. Jahr das Jahr 26. Anderseits (2) soll nach dem Philologen Cichorius, dem Eduard Meyer beipflichtet [2]), in Syrien die Gewohnheit bestanden haben, als erstes Jahr des Kaisers die Monate und Tage zu berechnen, die vom Regierungsantritt (nach dem Tode des Vorgängers) bis zum Beginn des neuen Kalenderjahres (1. Oktober) liefen: dann hätte am 1. Oktober 14 schon das zweite Jahr des Tiberius begonnen, und das 15. Jahr wäre vom Herbst 27 bis Herbst 28 zu zählen. Im einen Fall (1) hätten wir diese Betrachtungen drei Jahre früher, im anderen (2) Fall ein Jahr früher schreiben müssen.

Von diesen beiden Berechnungen kann wohl nur die zweite neben der, von der wir ausgingen, als Möglichkeit in Betracht kommen. Daß Lukas die Jahre der Mitregentschaft mit eingerechnet haben sollte, ist sehr unwahrscheinlich. Zahn kann sich eigentlich nur auf ein allerdings auffallendes Datum bei Tertullian [3]) und auf eine sehr späte Angabe der Syrischen „Schatzhöhle" (6. Jahrh.) berufen, wonach der Herr im 12. Jahr des Tiberius erschienen sei, bzw. gelitten habe. Hier sei vorausgesetzt, daß das 15. Jahr des Lukas von der Mitregentschaft des Tiberius an gerechnet sei; das entspräche dem 12. Jahr, von der Thronbesteigung an gezählt. Aber diese Daten sind unsicher, und ob ihre Voraussetzung die Meinung des Lukas trifft, ist unbeweisbar. An sich ist das Wahrscheinlichste, daß Lukas die Regierung des Tiberius mit seiner Thronbesteigung beginnen ließ. Das ergibt sich vor allem aus einem Vergleich mit dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus, der die „Regierung" des Tiberius (er gebraucht für Regierung dasselbe griechische Wort wie Lukas) ganz deutlich vom Tode des Augustus an berechnet [4]) und dementsprechend den Vierfürst Philippus, den auch Lukas in der chronologischen Einführung 3, 1 nennt, im 20. Jahr der Herrschaft des Tiberius sterben läßt [5]): das kann, da Philippus im Jahre 4 v. Chr. zur Regierung kam und 37 Jahre Regent gewesen ist, nur das Jahr 33/34 n. Chr. sein. Fünf Jahre früher, d. i. im Jahre 28/29 muß demnach im Nachbargebiet des Philippus Johannes der Täufer aufgetreten sein. Daß Josephus hierbei die ersten 2½ Monate der Regierungszeit des Tiberius als erstes Regierungsjahr gezählt haben sollte, ist nicht zu beweisen. Also wird wohl auch Lukas dieser Rechnung nicht gefolgt sein, sondern die Regierungszeit einfach vom Regierungsantritt in vollen Jahren datiert haben.

2

Obgleich die Frage, welches Jahr unserer Zeitrechnung mit dem 15. Jahr des Tiberius gemeint ist, wohl auch heutzutage manchen Nichtfachmann interessieren wird, von allgemeinem Belang ist doch nur dies, daß (1) Lukas für das Kommen des Wortes überhaupt ein Jahr der „Profangeschichte" angibt, darnach noch (2), daß dies Jahr jetzt und für uns nun (ungefähr) 1900 Jahre zurückliegt. Das sind die zwei Tatsachen, die ein tieferes Nachdenken erfordern.

Was bedeutet allererst die chronologische Angabe für Lukas? Man sieht heutzutage darin meist einen Versuch des Evangelisten, seine Schrift der Profangeschichte anzunähern und die evangelische Geschichte „literarisch" zu machen; d. h. hier verrate Lukas sein Bestreben, den prinzipiellen Unterschied zwischen evangelischer Geschichte und gewöhnlicher Geschichte zu verwischen [6]). Es ist aber sehr die Frage, ob die Geschichtsproblematik unserer modernsten Theologie, unseres modernen Biblizismus irgendwie den Trägern der evangelischen Überlieferung zugeschrieben werden darf. Vor allem wird hier übersehen, daß das nächstliegende Vorbild für den Evangelisten nicht sowohl die Profanhistorie war als vielmehr die alttestamentliche Geschichtschreibung, insbesondere die Prophetenüberlieferung, für die die Datierung der großen prophetischen Offenbarungen und Kundgebungen gerade ernstes Anliegen und feststehende Gewohnheit ist. „Im Todesjahr des Königs Ussia sah ich den Herrn auf einem hohen und erhabenen Throne sitzen",

[1]) Diesem Aufsatz liegt die „Ansprache" zu Grunde, mit der ich holländischer Sitte gemäß am 25. September 1928 den neuen Kursus (1928/29) meiner Kollegs in Leiden eröffnete.

[2]) Siehe Zeitschrift für neutest. Wiss. 1923, 17 ff.; dazu Ed. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums III 205 f.

[3]) Gegen Marcion I 15.

[4]) Altertümer, Buch 18, § 32 f.

[5]) Ebenda § 106.

[6]) Vgl. etwa die scharfe Kritik, die F. Overbeck, Christentum und Kultur (1919) S. 78 an Lukas übt.

beginnt Jesaja seine Erzählung (6, 1). „Im 30. Jahr, am 5. Tag des 4. Monats ... tat sich der Himmel auf und sah ich göttliche Gesichte" — so fängt das Buch der Offenbarungen des Ezechiel an. Ein Bearbeiter der Überlieferungen hat noch hinzugefügt: am fünften des Monats, im fünften Jahr nach der Wegführung des Königs Jojachin, erging das Wort Jahwes an Ezechiel (1, 3). Schon die Propheten haben Wert darauf gelegt, ihre Gesichte und Offenbarungen zeitgeschichtlich festzulegen und in die Geschichte ihres Volkes einzufügen. Sie wollten damit zu erkennen geben, daß das prophetische Wort und das prophetische Gesicht organische Bestandteile der von Gott geleiteten Volks- und Völkergeschichte seien. So will auch Lukas, der wohl unter Domitian sein Buch geschrieben hat, seinen Lesern zeigen, daß die große Geschichte, die zu der Stiftung der christlichen Gemeinden im Römischen Reich geführt hat, mit der Erweckung eines Propheten begonnen hat, der unter der Regierung eines Vorgängers des jetzigen Kaisers, im Bereich des imperium Romanum aufgetreten ist. Und das ist keine prinzipielle Neuerung gegenüber der älteren (evangelischen) Überlieferung. Gewiß fehlt die Datierung bei Markus und Matthäus; diese begnügen sich mit dem rein biblizistischen oder rein theologischen Hinweis, daß das Auftreten des Täufers die Erfüllung einer alten Prophetie ist. Aber auch bei ihnen werden im Verlauf der Erzählung die konkreten Vertreter der irdischen Regierungsmacht mit Namen eingeführt: da wo diese eingreifen, um dem Wirken des Propheten und dem Wirken des Messias, des „Königs" der Juden, ein gewaltsames Ende zu machen. Schon die älteste Überlieferung beschreibt die Geschichte des Täufers und die Jesu Christi als eine Geschichte, die sich im Rahmen des Römischen Reichs und seiner Provinz Judäa-Palästina abgespielt hat und für deren Verlauf die Haltung der konkreten Machthaber sehr wesentlich gewesen ist.

Lukas geht sonach nur noch einen Schritt weiter, indem er schon zu Beginn der Erzählung auf dies Eingefügtsein der evangelischen Geschichte in die Geschichte des römischen Imperiums hinweist und speziell auch noch den Kaiser und das Kaiserjahr namhaft macht: den Kaiser, als dessen Statthalter Pilatus sein Urteil fällt; das Jahr, in welches das Auftreten des Vorläufers und des Christus selbst und die von Pontius Pilatus vollzogene Verurteilung fiel [7]).

Die Eingangsnotiz des Lukas ist also keine Profanisierung der Geschichte, ebensowenig eine künstliche Verklammerung mit einem ihr wesensfremden Geschichtsbereich, sondern ein im prophetischen Stil gehaltener Aufweis des Ortes in der Weltgeschichte, an dem die große Geschichte stattgefunden, die er in seinem Evangelium zu berichten sich anschickt.

3

Was ist nun das Geschehen, das dem 15. Jahr des Tiberius seine Bedeutung und seinen Inhalt gegeben hat?

Direkt ist genannt das Kommen des Wortes zu Johannes. Gemeint ist damit aber weiter die Ausrichtung dieses Wortes durch Johannes, das ganze Werk des Täufers, insbesondere seine Ankündigung des Stärkeren, des Geistestäufers und Weltrichters 3, 16 f. Was das in sich schließt und bedeutet, ist dann auch in dem Prophetenwort Jesaja 40, 3—5 zum Ausdruck gebracht: die Bereitung des Volkes für das Heil Gottes, das es schauen soll 3, 4 f. Im 15. Jahr des Tiberius ist sonach das Wort Gottes zu Johannes gekommen, um durch ihn die von Jesaja verheißene Bereitung des Volkes auf das Heil Gottes zu vollziehen, das alsbald erscheinen sollte.

Es ist aber noch mehr geschehen. Einer der Täuflinge des Johannes erfuhr bei der Taufe die Weihe zum Christus und Sohne Gottes, und sein Auftreten, das alsbald erfolgte, geschah in der Kraft des über ihn gekommenen Geistes, indem er feierlich in der Synagoge zu Nazareth die Erfüllung einer zweiten, dem Prophetenbuch entnommenen Weissagung ankündigte Jes. 61, 1 f.: die Erscheinung des Erlösers und die Ausrufung des Gnadenjahrs des Herrn 4, 17—19. Das 15. Jahr des Tiberius war also nicht nur das Jahr des Vorbereiters, sondern auch und noch mehr das Jahr des Erlösers selbst: es war das große Gnadenjahr des Herrn [8]).

Jetzt erst tritt eine Spannung von großer Stärke heraus. Gemeint ist in diesen Heilsworten des Jesajabuchs die große messianische Zeitwende, die allgemeine Erlösung, der Beginn der messianischen Heilszeit, die alles Volk und alle Verhältnisse ergreifen soll, die auch über die Grenzen des kleinen jüdischen Landes hinausgreifen soll, die also auch den Kaiser des römischen Reichs zum Abtreten und zur Anerkennung des Welterlösers zwingen soll. Es hätte also nach dem Anspruch, den der Hagiograph Lukas hier erhebt, das 15. Jahr des Tiberius das Jahr der großen Weltenwende sein müssen, d. h. das letzte Jahr des Kaisers Tiberius und das erste Jahr des Kyrios Christus.

In Wahrheit hat das Jahr zwar begonnen mit großen Ankündigungen und mit großen durch sie geweckten Erwartungen, und es sind auch mancherlei große Dinge geschehen: den Armen ist das Evangelium vom kommenden Heil verkündet, einige Blinde sind sehend geworden, einige Besessene sind von den Dämonen befreit worden usw. Aber geendet hat das Jahr mit einer furchtbaren Enttäuschung für Alle, die nun meinten, die verheißene Erlösung und die erwartete Weltenwende werde jetzt wirklich kommen. Nur bis zum Statthalter des Kaisers Tiberius hat der „Welterlöser" vorzudringen vermocht, und dieser hat (unter besonderen Umständen) seine Hinrichtung verfügen müssen. Im günstigsten Falle hat den Kaiser ein Bericht seines Statthalters erreicht, in dem dieser von dem Prozeß und seinem Ausgang Meldung machte. Was das für die Regierung des Kaiserreichs und des damaligen Kaisers bedeutete, kann nicht besser gesagt werden als mit den Worten, mit denen 80 bis 90 Jahre später der „Profanhistoriker" Tacitus seine Leser über die Herkunft der bei dem Brande Roms unter Nero vorgeschobenen Opfer, der Christiani, aufklärt [9]).

> Der Stifter dieses Namens wurde unter der Regierung des Tiberius [das ist im 15. Jahr dieser Regierung] durch den Statthalter Pontius Pilatus hingerichtet.

Der große Gang der Weltgeschichte ist also nach diesem Zeugnis nicht in Wesentlichem beeinflußt worden. Die Weltenwende ist nicht angebrochen. Es ist nur eine Bewegung begründet, eine Sekte oder neue Religion gestiftet, deren Anhänger von dem Wirken und Lehren dieses „Erlösers" zehren, und die nach etwa 30 Jahren auch in Rom an die Oberfläche tritt, doch nur so, daß man nach Erkundigung vernehmen kann, daß ihr Stifter in einem bestimmten Jahr des Tiberius hervorgetreten, aber vorzeitig oder rechtzeitig von dem Statthalter des Kaisers unschädlich gemacht worden ist.

Die Spannung, auf die wir hindeuteten, besteht also darin, daß angekündigt und erwartet wurde das Jahr der Weltenwende, das aller bisherigen Weltgeschichte ein Ende machen sollte, und daß gekommen ist das Jahr der Predigt und Heiltätigkeit Jesu, des mit dem Geist gesalbten Messias seiner Gemeinde, ein Jahr, das einen unerwarteten Abschluß fand in seiner Hinrichtung durch den Statthalter des Kaisers.

Dann ergibt sich aber zunächst, daß die chronologische Einführung des Evangelisten Lukas dem Stoff der Ge-

[7]) Offenkundig hat Lukas die Auffassung, daß die ganze evangelische Geschichte vom Auftreten des Täufers, das ist von der Taufe Jesu an, bis zur Kreuzigung und Auferstehung etwa ein Jahr gefüllt hat.

[8]) Wahrscheinlich ist das Jahr zunächst für das Jahr des Auftretens und Wirkens Jesu berechnet worden. Der Täufer kann dann früher „aufgetreten" sein.

[9]) Annalen 15, 44.

schichte in einer Art durchaus adäquat ist: was damals geschehen, ist wirklich nur ein Komplex von Ereignissen, die sich im 15. Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius abgespielt haben. Dieser Kaiser hat damals noch gegen neun Jahre weitergelebt, ohne daß jenes Jahr irgendwie eine Epoche in seiner Regierung und in der Geschichte des imperium Romanum gemacht hätte, und unter seinem sechsten Nachfolger macht sich ein der Bewegung angehöriger Schriftsteller daran, die denkwürdigen Ereignisse dieses Jahres, die Lehren und Taten jenes als Welterlöser angekündigten Mannes zusammenzustellen. Er hat sich dabei in Vielem die Geschichten und Überlieferungen der Propheten zum Vorbild genommen, die ja gleichfalls in irgendeinem Jahre der vergangenen Geschichte ihre Offenbarungen empfangen und weitergegeben und ihre Taten verrichtet haben, die dann für die Nachwelt in Büchern verzeichnet, aufbewahrt worden sind. Durch die Jahrhunderte hat das Buch des Lukas neben andern gleichgearteten Schriften diese Kunde erhalten. Jetzt sind es nun 1900 Jahre her, daß jenes denkwürdige Jahr und die Erscheinung jenes Mannes aufkam und wieder dahinging. Die Weltenwende, die damals inauguriert zu sein schien, ist auch jetzt noch nicht gekommen.

Doch hat sich Vieles verändert. Auch in der Schätzung der Welt hat jener Welterlöser, der unter Kaiser Tiberius hingerichtet wurde, eine total andere Stellung als dieser Kaiser. Dessen Regierung ist auch als Ganzes eine Episode geblieben; von seiner Person redet man fast nur mit Abscheu. Das imperium Romanum, dessen zweiter oder dritter Kaiser er war, ist nach einigen Jahrhunderten zu Grunde gegangen. Dagegen hat sich die Stiftung jenes in seinem Namen gekreuzigten Wortverkündigers und Erlöserprätendenten staunenswert entfaltet und hat das Reich der Cäsaren überdauert. Das 15. Jahr des Tiberius bedeutet nichts für die Geschichte des Tiberius und nichts für die der Kaiser, es ist aber trotz allem der Anfang einer die Welt bewegenden und die Welt erschütternden Religionsgeschichte geworden. Der als Verführer, Aufrührer, Phantast verurteilte Untertan des Tiberius ist durch die Jahrhunderte von Hunderttausenden und nun von Millionen als Herr und Erlöser verehrt. Und ohne diesen Glauben an ihn wäre auch das kleine Buch des Lukas nicht geschrieben worden. Etwas, Vieles von dem, was in den Prophetensprüchen über ihn ausgesagt war, hat sich also doch erfüllt, nur eben noch nicht in dem Bereich des kurzen 15. Jahrs des Tiberius. Die gewaltige Veränderung hat auch darin ihr Symbol, daß wir längst aufgehört haben, nach Jahren dieses oder jenes römischen Kaisers zu zählen, daß wir vielmehr die Erscheinung dieses Christus und Herrn zum Beginn einer neuen, durch Jahrhunderte und Jahrtausende laufenden Zeitrechnung gemacht haben, wobei uns freilich nicht das „Gnadenjahr" der irdischen Epiphanie dieses Herrn zum Ausgangspunkt dient, auch nicht das darauffolgende Jahr seiner (unsichtbaren) Thronbesteigung, sondern das (vermutliche) Jahr seiner Geburt.

Dankbare Kleinasiaten haben einstmals in einer öffentlichen Huldigung von Kaiser Augustus bekannt:

> Der Geburtstag des Gottes (Augustus) hat für die Welt die auf ihn bezogenen Freudenbotschaften (griechisch: Evangelien) heraufgeführt.
>
> Dieser Tag hat der ganzen Welt ein anderes Aussehen gegeben; sie wäre dem Untergang verfallen, wenn nicht in dem nun Geborenen für alle Menschen ein gemeinsames Glück aufgestrahlt wäre [10]).

So ist Kaiser Augustus bei Lebzeiten als Weltheiland und seine Geburt als Beginn einer neuen Welt gefeiert worden. Die Gefühle und Anschauungen haben nicht lange nachgehalten. Sie sind dann aufs neue Allgemeingut der Welt geworden, aber nun übertragen auf den Größeren, den aus Judäa gekommenen Welterlöser, bei dessen Geburt Kaiser Augustus nach alter Überlieferung, ohne es zu wissen, eingegriffen hatte, indem ein kaiserliches Reskript von ihm der Anlaß ward, daß dieser Weltheiland in der alten Königsstadt des auserwählten Volkes geboren wurde. Der Christus ist an die Stelle des Kaisers getreten, hat seine Funktionen und seine Titel übernommen und wahrhaft erfüllt, aber der Christus als Einziger gegenüber der großen Reihe der kommenden und gehenden Kaiser.

So hat das Jahr 15 des Kaisers Tiberius schließlich auch in der Geschichte des imperium Romanum Epoche gemacht. Das Gnadenjahr des Herrn ist zwar nicht das absolute Jahr geworden, aber doch das Stiftungsjahr einer Gemeinschaft, die in wenigen Jahrhunderten das römische Reich durchdringen und überwinden und es nach seinem Untergange auch überdauern sollte. Der letzte heidnische Kaiser besiegelt den Untergang des heidnischen Imperiums mit seinem symbolhaften Ausruf: Du hast gesiegt, Galiläer! Es gab eine Zeit, da wußten die Kaiser von diesem Galiläer nicht mehr, als was Pilatus und Tacitus von ihm „wußten". Dann erkannten sie in ihm und in seiner Stiftung den Rivalen, der niedergeworfen werden mußte, wenn die Kaiserherrschaft sich behaupten sollte. Das Ringen endete mit der Unterwerfung des Kaisertums unter die Oberherrschaft des im Himmel thronenden Christus. Seit mehr als einem Jahrtausend zählt die Menschheit nicht mehr nach Kaiserjahren, sondern nach der Erscheinung des Galiläers, des Herrn und Heilands Jesus Christus.

Das Heilsjahr von Galiläa hat somit zwar nicht die absolute Zeitenwende gebracht, aber doch tief in die Geschichte der Weltreiche hineingewirkt. Es hat keine unmittelbare radikale Veränderung gebracht, keine Katastrophe, keine Revolution, aber in engster und stetig durchwirkender Evolution haben die Gotteskräfte, die in seinem Ablauf im irdischen Lande zur Erscheinung gekommen waren, sauerteigartig einen großen Teil der Menschheit ergriffen. Dadurch ist der Gehalt dieses 15. Jahres des Tiberius, für die Zeitgenossen ohne Bedeutung, doch ein Jahr der Geschichte, der Weltgeschichte geworden. Anfangs abseits der eigentlichen Geschichte stehend, ist es im Laufe der Jahrhunderte ein Geschichtsjahr von einzigartiger Tragweite geworden. Es hat lange Zeit gedauert, bis der Prozeß den Zeitgenossen auch nur spürbar wurde, noch länger bis er zur (vorläufigen) Erfüllung kam. Aber die Erfüllung ist gekommen. Die Weltgeschichte hat sich christianisieren lassen müssen.

Heute gedenken wir der vor 1900 Jahren in Nazareth erfolgten Ankündigung des messianischen Gnadenjahrs, die sich im Laufe der Jahrhunderte als zunächst sehr unscheinbarer Beginn einer immer weitere Generationen ergreifenden Gnadenära erwiesen hat.

4

Durch die chronologische Einführung hat Lukas aber auch seinem Evangelienbuch einen Stempel aufgedrückt. Wie man auch die literarische Gattung der Evangelien positiv und negativ näher bestimmen mag, für Lukas ergibt sich aus dieser Einleitung, daß er in seinem Buche die gottgeleiteten Ereignisse des Jahres 15 von Tiberius, die Geschichte eines Gottesjahrs beschreiben will. Die Ereignisse dieses Gottesjahrs sind die von den Propheten angekündigten Taten und Proklamationen des Christus Jesus, in denen sich das längst verheißene Evangelium realisiert. Das Buch beschreibt die Erfüllung des Evangeliums in diesem einen Gottesjahr, das mit dem 15. Jahr des Tiberius zusammenfällt. Das ist zunächst etwas ganz Einzigartiges: wo gibt es Gleichartiges oder Gleichwertiges? Die Formgeschichtler scheinen recht zu haben, wenn sie erklären, daß unsere Evangelien weder

[10]) Siehe v. Harnacks bekannten Aufsatz „Als die Zeit erfüllet war", zuerst in der CW 1899, Nr. 5 erschienen, dann Reden und Aufsätze 1, 190 ff.

Memoirenbücher noch Biographien darstellen, daß sie keiner Gattung der profanen Literaturgeschichte einzuordnen sind.

Und doch ist das viel zu schroff gesagt. Trotz allem, was gesagt ist und auch von uns im Obigen festgestellt ist, ist das Lukasevangelium eine „Lebensbeschreibung", ein Bios[11]). Gewiß ein Bios eigener Art, in dem Vieles fehlt, was schon die Alten, d. h. die Biographen der antiken Kulturgeschichte in einer Biographie notwendig achteten; und doch ein Bios; denn der Inhalt des Evangeliums ist doch Stoff eines Bios. Gehören nicht Rufe, Reden, Taten, Schicksale eines Menschen zum Stoff eines jeden Bios? Das Besondere dieses Bios ist nur: 1. daß hier die Taten und Worte, die den Bios tragen, in ein Jahr zusammengedrängt sind; 2. daß die Komposition ganz elementar geblieben ist, weil das Buch eine Sammlung von Anekdoten, Einzelgeschichten und Aussprüchen geblieben ist (was übrigens genau so von den berühmten Philosophen-„Biographien" des Diogenes Laertius zu sagen ist); 3. weil die Geschichte, die hier beschrieben ist, zugleich als Gottesgeschichte, als Heilsgeschichte gekennzeichnet ist und das eine große Jahr dieses Bios zugleich als Gnadenjahr und absolutes Gottesjahr gewertet ist. Das Evangelium ist also ein Bios, dessen Substanz und Wesen in den Ereignissen eines Jahres zur Erscheinung und Erfüllung gekommen ist, dessen Stoff aus volkstümlicher Überlieferung zusammengeflossen ist, dessen „Sinn" in dem Bekenntnis einer Gemeinde seinen Ausdruck gefunden hat. Das Lukasevangelium ist darnach Bios Jesu Christi und zugleich Geschichte eines Heilsjahres, weil in jenem Bios nur dies eine Jahr, das letzte Lebensjahr dieses Christus, etwas bedeutet, zur Epiphanie geworden, wahrhaft Geschichte machende Ereignisse gezeitigt hat.

Sieht man es so, dann wirft die Vergleichung des Evangeliums mit den „antiken Biographien" doch auch positive und produktive Einsichten ab. Dann wird man nicht nur die Unterschiede betonen, sondern auch Vergleichbares aufweisen. Dann wird man nicht bloß feststellen, daß die Evangelisten versucht haben, einen widerstrebenden Stoff ihrem biographischen Zwecke dienstbar zu machen, sondern auch anerkennen, daß sie einen eigenartigen Typus antiker, religiöser Biographie geschaffen haben, der mit sonstiger Biographie doch auch einige Analogien aufweist und trotz aller Unterschiede sich durchaus in eine Gesamtgeschichte der antiken Biographie einreihen läßt. Die Vergleichspunkte wird man vor allem in den Biographien konkurrierender Heilbringer und Weisheitsoffenbarer suchen, nicht zum wenigsten in den Biographien großer Herrscher und Kaiser. Je mehr diese Bioi als Epiphanien eines göttlichen Heilbringers stilisiert, je mehr Wunder, Worte und Taten eines zum Heil der Menschheit berufenen Herrschers in ihnen verzeichnet sind, um so mehr Berührungspunkte haben sie mit unseren Evangelien, um so näher rücken sie selbst an den Evangelientypus, den Bios, der zugleich Evangelium ist, heran. So ist vor allem Suetons Vita des divus Augustus von religiösen Motiven weithin gefüllt: gewisse Partien lesen sich wie ein Kommentar oder Reflex der oben angeführten enthusiastischen Augustusinschriften. Von der Vita des Kaisers Tiberius läßt sich Ähnliches freilich nicht sagen. Das ist viel mehr die Vita des Tyrannen, der zugleich ein Typus der dämonischen Menschen ist, die Vita eines Unheilbringers. Eine Vergleichung des Bios-Evangeliums Jesu Christi mit der Vita Tiberii ergibt nur Kontraste. Mit seinem Untertan aus Nazareth verglichen, erscheint dieser Kaiser fast wie der Antichrist; und als episodenhafter Ereigniskomplex aus dem 15. Jahr dieses Kaisers in diese Vita eingefügt, wirkt die Geschichte Jesu wie ein drohendes Gericht über den Kaiser: man denke etwa an die ironischen Worte über die Tyrannen, die Wohltäter genannt werden Lukas 22, 25, oder an die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus. Wenn Beziehungen da sind, sind es ausgesprochene Kontrastbeziehungen, die natürlich auch in der Vita des divus Augustus nicht fehlen.

Ich wage durchaus zu sagen, das Lukasevangelium ist der Bios eines Untertanen des Kaisers Tiberius, und die Kürze dieses Bios ist mit verschuldet durch die Schwäche des kaiserlichen Vertreters in Judäa. Indem Pontius Pilatus zuließ, daß der Christus Jesus als gegen den Kaiser agierender König der Juden ans Kreuz geschlagen wurde, ward die öffentliche Wirksamkeit dieses Judenheilands gewaltsam auf ein kurzes Jahr beschränkt. Doch ist in diesem kurzen Jahre mehr gesagt und getan worden, als sonst in einer langen Kaiserregierung, und die — von der Vorgeschichte abgesehen — auf ein Jahr sich beschränkende vita publica dieses Israeliten Jesus trägt einen reicheren Gehalt und eine größere Geschichtskraft in sich, als die typischen Literatenbioi der Großen dieser Welt[12]).

5

Wir haben bisher die biblizistisch-religiöse Einschätzung der Geschichte zu Grunde gelegt, die Lukas in den prophetischen Texten, die er einschiebt, zum Ausdruck gebracht hat, die übrigens auch in einigen echten oder unechten Herrenworten deutlich herausklingt. So namentlich in der Antwort Jesu an den Täufer 7, 22 f., wo im Anschluß an die prophetische Weisagung Jesaja 35, 5; 61, 1 f. aus den Heilswundern, die geschehen, die Anwesenheit des Mannes gefolgert wird, an dem sich jegliches Geschick entscheidet; weiter in dem Logion 10, 23 f., aus dem das stolze Bewußtsein spricht, daß in dem gegenwärtigen Geschehen, dessen Augen- und Ohrenzeugen die Jünger sind, alle Träume der Propheten und Könige sich erfüllen; auch in dem Bildwort vom Bräutigam 5, 34 f., in dem die Gegenwart als Hoch-zeit gezeichnet wird. All diese Gedanken kann man mit dem Begriff des Heilsjahres zusammenbringen, das Jesus im Beginne proklamiert und das Lukas auf das 15. Jahr des Tiberius festlegt: die paradoxen (5, 26), aber von den Propheten schon vorausgesehenen Taten Jesu sind es vor allem, die dem Gnadenjahr seinen Sinngehalt schenken. Nur wird in dem Spruch vom Bräutigam doch auch gleich hinzugefügt, daß diese Gnadenzeit nur kurz ist, nicht der Beginn einer neuen, der absoluten Heilsära: der Bräutigam, dessen Gegenwart jetzt die Zeit zur Gnadenzeit macht, wird zu gewisser Zeit — es ist das abrupte Ende des Gnadenjahrs — den Seinen entrückt, und dann setzt eine Zeit des Trauerns ein: das Heilsjahr ist vorbei, der Heilbringer ist entschwunden, die folgenden Jahre des Kaisers Tiberius nehmen auch im jüdischen Lande einen gewöhnlichen Lauf wie vorher.

Aber das Evangelium hat ja neben dem Gedanken der Erfüllung und Vollendung und der darin enthaltenen Problematik noch ein ganz anderes Leitmotiv, das gleichfalls eine nach nunmehr 1900 Jahren peinlich fühlbar werdende Problematik in sich trägt: das Wort von der unmittelbar bevorstehenden eschatologischen Vollendung. Zwar ist gerade bei Lukas diese Erwartung stark verwischt, ja gelegentlich als ein Irrtum hingestellt, den Jesus widerlegen muß 19, 11; aber völlig ausgeschaltet ist dieses Urmotiv der prophetischen Verkündigung des Täufers und Jesu auch bei ihm noch nicht, in einzelnen Worten wie 9, 27; 21, 28; 21, 32 klingt es deutlich an. Ziehen wir die bekannten eschatologi-

[11]) Bios, griechisch = Leben, vita. Daher Biographie. D H

[12]) Das Obige ist in stiller Auseinandersetzung vor allem mit K. L. Schmidt geschrieben; vgl. dessen Aufsatz: Die Stellung der Evangelien in der allgemeinen Literaturgeschichte, 1923 (zuerst in: Eucharisterion für H. Gunkel II erschienen) und seinen Artikel: Geschichtsschreibung im NT. (in RGG² II 1115 ff.); daß ich in Vielem auch mit Schmidt übereinstimme, brauche ich nicht zu sagen.

schen Worte aus Markus und Matthäus noch hinzu, dann stehen wir vor der Tatsache, daß eins der Leitmotive der beiden vor 1900 Jahren, im 15. Jahr des Tiberius aufgetretenen Propheten dies ist, die Nähe des Gerichts, der Endkatastrophe und des Endheils, des Reiches Gottes kundzugeben.

Das scheint nun freilich eine noch größere Illusion zu sein als die Verkündigung des absoluten Heilsjahrs für das Jahr 28/29 unserer Zeitrechnung. Begreiflich, daß Lukas diese Prophezeiungen zu einem Teil gestrichen oder verändert hat und daß die „Exegese" sich der stehengebliebenen Zeugnisse bemächtigt hat, um sie durch Umdeutung dem Ganzen der Geschichte und dem christologischen Dogma anzupassen[13]).

In jedem Falle haben wir nach neunzehn Jahrhunderten dies festzustellen: es ist Vieles verändert und vieles Große offenbart, aber das Reich in seiner Vollheit, das neue Jerusalem, der große neue Aon — all diese uns vor 1900 Jahren in sichere Aussicht gestellten Heilsoffenbarungen sind noch nicht erschienen. Weder Tiberius noch einer seiner Nachfolger sind vom Menschensohn von ihren Thronen gestoßen worden. Das Römische Reich, das vierte Reich der biblischen Apokalyptik ist untergegangen, ohne daß das Reich des Menschensohns und der Heiligen des Volkes Gottes sich offenbart hätte. Neue Weltreiche sind gekommen und gegangen, das Reich des Himmels ist noch immer fern. Und die ganze Jüngerschar hat den Tod schmecken müssen, ohne daß der Heiland, wie er gegen Ende des Gnadenjahrs ihnen verheißen zu haben scheint, zu ihnen zurückgekehrt ist, um mit ihnen das Reich zu errichten und mit ihnen das gemeinsame Trinken vom Gewächs des Weinstockes zu erneuern. Schon längst ist der letzten der zehn Jungfrauen das Öl ausgegangen, und Niemand sieht darin eine Gefahr. Zwischen das Jahr 15 des Tiberius und die Endvollendung hat sich eine Interimszeit, eine Wartezeit gelegt, die nun schon 1900 Jahre währt, so lang, daß kaum noch Jemand „wartet" und daß das Bewußtsein, in einer Zwischenzeit zu leben, kaum noch lebendig ist. Und doch ist, von der Prophetie des Evangeliums aus gesehen, Weltgeschichte seit dem Jahre 28/29 nichts anderes mehr als Aufschub der Endkatastrophe, Interimszeit, Vorbereitung der Erscheinung des Menschensohnes und seines Reiches.

Es geziemt sich, in dieser an Lukas 3, 1 orientierten Betrachtung auch auf diese merkwürdigen Tatsachen wieder einmal den Finger zu legen, nach 1900 Jahren wieder einmal an die eigenartigen Anfänge unserer Religion zu erinnern, denen die Fortsetzung so wenig entsprochen hat[14]). Das Jahr 28/29 ist eben auch ein Jahr gewesen, in dem in einem Winkel des römischen Reichs die Nähe der absoluten Heilszeit mit prophetischer Autorität angesagt worden ist, wo Verheißungen gegeben worden sind, auf deren Erfüllung wir nach 1900 Jahren noch immer warten.

Und doch wird auch strenge Geschichtswissenschaft sagen müssen, daß es sehr einseitig und sehr unrecht wäre, wollte man sagen, das Jahr 28/29 wäre dadurch ausgezeichnet, daß in ihm eine heilige Illusion erweckt worden sei, und seitdem sei die Weltgeschichte oder die Religions- und Kirchengeschichte ein ständiger Kampf um die Erfüllung und um die richtige Deutung dieser Illusion gewesen. Es ist etwas Richtiges an dieser Auffassung; aber wenn sie einseitig genommen wird, ist sie falsch.

Beschränken wir uns auf die Zukunftsprophetie, die in diesem Jahr verkündet ist, dann ist über sie noch dies zu sagen: erstens, daß sie auch die Katastrophe des jüdischen Tempels und des jüdischen Volkes zum Inhalt gehabt hat; und dieser Teil von ihr hat sich an der nächstfolgenden Generation erfüllt[15]): Ein Nachfolger des Kaisers Tiberius ist der Vollstrecker dieses Gerichts geworden. Zweitens, daß zwar nicht die Herrschaft der Heiligen und des Himmels gekommen ist, daß aber doch und zwar sofort gekommen ist: der Geist, die Gemeinde, die Kirche[16]). Die große Interimszeit ist Kirchengeschichte, Geschichte der Kirche, die sich im Laufe der 1900 Jahre von Jerusalem aus über das ganze imperium Romanum und weiter über die ganze bekannte und bewohnbare und erreichbare Erde ausgebreitet hat (wenngleich ihre Herrschaft keineswegs universell und unumstritten ist). Statt des Reiches ist die Gemeinde des Menschensohnes gekommen, statt des Menschensohnes selbst der Geist. In einem Jahr oder etwas später könnte die Kirche Jesu Christi das Jubiläum ihres 1900 jährigen Bestehens feiern.

So hat auch die Prophezeiung, die vor 1900 Jahren geschehen ist, eine teilweise Erfüllung und eine Erfüllung von größtem geschichtlichem Ausmaß gehabt: das Gericht über das einstmalige Gottesvolk, das seinen messianischen Propheten ans Kreuz gebracht hat, die Stiftung einer neuen Gottesgemeinde, die in der ersten großen Krisiszeit allen Verfolgungen, die von den Nachfolgern des Kaisers Tiberius und deren Vertretern ausgingen, standgehalten hat und die auch in der neuen großen Krisiszeit, in die sie seit etwa anderthalb Jahrhunderten hineingerissen ist, standhalten wird. Dessen mögen wir auch in diesem Jahre gedenken.

6

Wir fassen zunächst zusammen. Das fünfzehnte Jahr des Tiberius ist ein Jahr von merkwürdigen Gegensätzen gewesen. Es ward inauguriert als das Jahr der heilbringenden Zeitenwende, und hat uns gebracht die Taten und Worte des Heilbringers Jesus, dessen Leben in den Augen der Welt durch eine unerwartete Katastrophe am Ende des Jahres jäh abgebrochen ward. Es weckte gewaltige Erwartungen durch die Ankündigung, daß die Endkatastrophe der Weltgeschichte vor der Tür stehe, ohne daß die Generationen, die darauf rechnen konnten, die Erfüllung zu erleben, Zeugen der vollen Erfüllung geworden sind. Und doch ist das Jahr ein Jahr von weltgeschichtlicher Größe geworden. Von dem Wirken dieses Heilverkünders und dem Abschluß seines Lebens bekennen seine Gläubigen, daß es für sie die Offenbarung des vollen göttlichen Heils ist. In dem Geschehen dieses Jahres ist das absolute Heil in greifbarer Wirklichkeit erschienen.

Und wenn auch die Endvollendung nicht gekommen ist — gekommen und geblieben ist die Gemeinde derer, die um dieses Geschehens willen an das Heil glauben und in der Kraft dieses Glaubens gewirkt haben, so daß auch das Aussehen der Welt in geistiger, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht sich wesentlich gewandelt hat, so problematisch das hier gemeinte Eingehen der Welt auf die Intentionen des christlichen Glaubens im übrigen auch sein möge. Für den Glauben stellt somit das Geschehen des Jahres 15 noch etwas ganz anderes dar als das Auftreten, Wirken und Untergehen Jesu von Nazareth. Für ihn ist es nicht nur Geschichte, mit allem Menschlichen, Unvollkommenen, Vergangenheitsbehafteten, was alle Geschichte für uns, vor allem aber alle antike Geschichte aufweist; für ihn ist es zugleich Offenbarung und Verwirklichung von Urgeschichte, Auswirkung einer Offenbarung Gottes an die Menschheit.

[13]) Einen Beleg hierfür bietet leider auch Emil Brunner in seinem Buch „Der Mittler" S. 379!

[14]) Besucher des Frankfurter Theologentages erinnern sich hier an die Diskussionsrede von Professor Titius, der sehr eindrücklich auf dies noch immer vor uns dastehende Problem hinwies.

[15]) Vgl. meinen Aufsatz: Der Untergang Jerusalems im Urteil der Christen und Juden, 1914 (auch in Theologisch Tijdschrift 1914 erschienen).

[16]) Vgl. hierzu Wilhelm Michaelis, Täufer, Jesus, Urgemeinde. Die Predigt vom Reiche Gottes vor und nach Pfingsten, 1928.

Wenn wir uns jetzt den heute so vielfältig gebrauchten Begriff der Urgeschichte aneignen[17]), tun wir das nicht in der Absicht, wie mit einem Zauberwort mit einmal alle geschichtlichen Betrachtungen wieder auflösen zu wollen. Sie behalten in ihrer Sphäre ihr volles Recht, und die Theologie der Urgeschichte hat die Befunde der geschichtlichen Kritik jedenfalls im Prinzip zu respektieren, sie hat keinerlei Recht, ohne Rücksicht auf die Geschichtsüberlieferung und Geschichtskritik, nach eigenen Postulaten und Prinzipien frei zu schalten; sie hat keinerlei Vollmacht, zu dekretieren, wie es Gott gefallen haben muß, sein Heil in die Menschheitsgeschichte einzuführen. Wie richtige theologische Exegese mit der historischen Exegese in ständiger Fühlung bleiben muß[18]), so soll auch die Theologie der Urgeschichte auf dem von der Geschichtswissenschaft gelegten Fundament sich aufbauen.

Was ist dann in dem Geschehen jenes merkwürdigen Geschichtsjahrs, vor 1900 Jahren, als Urgeschichte anzusehen?

Wir können es ganz einfach mit den Worten des Lukas sagen: In diesem Jahre kam das Wort Gottes zu Johannes und zu Jesus; in diesem Jahre erscholl die Stimme vom Himmel: Du bist mein Sohn; in diesem Jahre ist für alles Fleisch das Heil Gottes sichtbar geworden.

Urgeschichte ist also jedenfalls nur das Jahr 28/29, nicht die ganze Periode 1—30 unserer Zeitrechnung; zwar hat fromme Legende auch das „Jahr 1" in die Heilsgeschichte eingerechnet, aber geschehen ist in diesem Jahre nichts, was Urgeschichte genannt werden dürfte. Erst im fünfzehnten Jahr des Tiberius bricht die Urgeschichte wieder einmal durch. Erst in diesem Jahr ist Gottes Wort wieder einmal herabgekommen ins Fleisch.

Das Erste ist das Kommen des Wortes, zunächst zu Johannes. Urgeschichte ist der Kern aller Geschichte; Geschichte ist die raumzeitliche Erscheinung dessen, was in seinem Wesen Urgeschichte ist. Für Johannes befaßte das Wort drei Impulse: den Ruf zur Buße, die Taufe im Jordan und die Ankündigung des Weltrichters. Das Mittelstück ist wörtlich genommen für uns nicht mehr Wort von Gott. Niemand von uns geht zum Jordan, um sich da taufen zu lassen. Auch der Glaube des Täufers (und Jesu) an die Nähe des Weltgerichts hat sich — sehr bald schon — als „raumzeitliche" Einkleidung des Wortes erwiesen. Aber in dem Glauben an die zeitlose Nähe des Gerichts und in dem Ruf zur Umkehr, wegen dieser Nähe Gottes, und vielleicht auch in dem, was die Taufe im heiligen Strom abbilden wollte, hören wir Wort Gottes zu uns sprechen. Hier wissen auch wir uns von dem Gott, dessen Wort zu Johannes kam, angesprochen. Hier ist das Wort, das zu Johannes kam, über alle Zeiten hinweg, auch für uns gegenwärtig. Gleich neben uns fließt der Jordan. Dicht vor uns steht auch heute noch der Sohn des Zacharias, zu dem vor 1900 Jahren das Wort gekommen ist.

Darnach kam das Wort — und das ist das zweite Offenbarungsmoment der Urgeschichte, die im fünfzehnten Jahr des Tiberius sich ereignet hat — zu dem Menschen Jesus. Er stand im Jordan, und der Himmel tat sich auf, Geist kam über ihn, die Stimme erklang: Du bist mein Sohn, du bist mein Erwählter, du bist der Gerufene. Urgeschichte in mythologischer Fassung, erfüllte Weissagung, die Verkörperung des Wortes im Sohne. Er ist der Sohn, weil er im Jordan gestanden hat und weil er den Geist erhalten hat — damals, nicht früher; denn die Urgeschichte drängt sich zusammen in das eine Jahr, und im „Jahre 1" ist noch kein Geist gekommen und noch kein Sohn gewesen[19]). Aber vor 1900 Jahren kam Beides zusammen, der Geist und der Sohn. Jesus hatte den Geist, weil er der Sohn geworden war. Auch hier ist die mythische Einkleidung leicht zu „durchschauen": das Stehen im Jordan, das Aufgehen des Himmels, die Taufe, die hörbare Stimme des Unhörbaren: es ist Mythus und Symbol zugleich, Andeutung von etwas Urgeschichtlichem: denn der, der damals im Jordan stand, ist seit dem Jahre 28 für alle Zeiten der Sohn, zu dem der Vater gesprochen hat. Er ist auch heute gegenwärtig als der Sohn, der das Wort, das er vom Vater gehört hat, auch zu uns spricht, das Urbild des Gotteskindes. Denn die Taufe des Menschen Jesus im Jordan ist auch das Urbild unserer Taufe, nicht des kirchlichen Sakramentes, aber der richtigen Taufe, der Taufe, die im Geiste geschieht, die uns wirklich dem Bilde des Sohnes ähnlich macht. Taufe geschieht je doch nur da wirklich, wo wir im Geiste die Stimme hören: Du bist mein Kind, und wo wir im Geiste rufen: Abba, lieber Vater. So wird die Offenbarung des Sohnes für uns zur Urgeschichte. Es ist ein Geschehen, das der profane Historiker und der profane Mensch überhaupt in der Tat „nicht sieht". Es geschieht ja das alles nur „im Geiste". Nur wer den Geist hat, sieht den Sohn. Nur wer den Geist hat, kann Kind Gottes sein.

Und das Dritte ist das Heil Gottes, das alles Fleisch schauen soll. Das ist die Paradoxie der Urgeschichte in ihrer Vollendung. Das „Fleisch", das doch seiner Natur nach das Verderben und die Gottesferne ist, soll das Heil, das in Gott ist, schauen. Aber was in der Geschichte unmöglich ist, ist in der Urgeschichte wirklich. Auch das Fleisch wird in die Urgeschichte hineingezogen. Da gibt es viel Enttäuschung und Ernüchterung. Denn das Fleisch macht sich viele Illusionen, immer wieder zeugt es neue Illusionen. Es sucht das Heil da, wo es nicht ist, erwartet es zu einer Frist, da es nicht kommt. Auch der Sohn bezeugt das, denn auch er ist ein Jahr lang „im Fleisch" gewesen. Und doch wird auch das Fleisch einmal zum Schauen des Heils gebracht. Das Heil ist ja da, ist offenbart. Es ist die Nähe Gottes im Evangelium des Christus. Freilich das Erste, was bei diesem Schauen Gottes geschieht, ist dies, daß das Fleisch verzehrt wird von dem Feuer Gottes. Es ist das Fleisch, das Gott schaut, aber indem es ihn schaut, verzehrt es sich. „In meinem Fleische werde ich Gott sehen", so hat Luther die geheimnisvolle Weissagung Hiobs übersetzt; „ohne mein Fleisch werde ich Gott sehen" ist die „richtige" Übersetzung, „richtig" auch in theologischer Hinsicht. Gott und sein Heil schauen heißt für das Fleisch: gerichtet und vernichtet werden, für den Menschen: aus dem Gericht gerettet werden. Denn Gottes Heil ist die Gnade, ist die Vergebung, ist die Auferstehung vom Tode. Das Fleisch stirbt, und das Kind Gottes wird geboren. Und das Alles ist urgeschichtlich vor 1900 Jahren offenbart, nicht erstmalig, denn etwas von diesem Schauen Gottes wußten schon fromme Israeliten, aber damals in vollkommener Gestalt offenbart und für „alles Fleisch" bestimmt, für alles Fleisch faßlich gemacht. Urgeschichtlich offenbart in der Geschichte dieses einen Heilsjahrs, im Wirken und im Zeugen des Menschen Jesus, in seiner Geschichte, wie in seinem Mythus, in seinen echten wie in seinen „unechten" Worten. Das Heil, das wir schauen, ist schließlich nichts Anderes, als die Erscheinung des Sohnes auf Erden in diesem einen Jahre, die Erscheinung des Sohnes, der der Mittler für uns ist, weil er Mensch ist (1. Tim. 1, 15) und Sohn Gottes geworden ist, und sein vielfältiges Gegenbild, die Heimkehr des verlorenen Sohnes, der Empfang

[17]) Vgl. etwa Franz Overbeck, Christentum und Kultur, 1919, S. 20 ff.; Emil Brunner, Religionsphilosophie evangelischer Theologie, 1927, S. 62 ff.; Karl Barth, Dogmatik 1, 1927, S. 230 ff.

[18]) Ich darf hier auf mein Anfang 1929 erscheinendes Buch: „Der Sinn der Bergpredigt. Zugleich ein Beitrag zum Begriff der richtigen Exegese" verweisen.

[19]) Die Taufgeschichte gehört zum primären Mythus, Geburtsgeschichte, Menschwerdung des Gottes dagegen zum sekundären Mythus. Der Zusamenhang des sekundären Mythus mit der Urgeschichte ist sehr lose.

des verlorenen Sohnes im Haus des Vaters. Denn das Schauen des Heils ist die Nähe des Vaters, die Aufnahme ins Vaterhaus. Wir sind es, die es erleben, und der Erstgeborene ist Zeuge. Seit 1900 Jahren ist er im Geiste immer gegenwärtig, wenn ein Kind zum Vater kommt, wenn der Vater zu uns kommt und uns sein Heil schauen läßt.

Das ist die Urgeschichte, die vor 1900 Jahren in der Geschichte verhüllt sich verwirklicht und im Mythenglanz der evangelischen Überlieferung und des apostolischen Zeugnisses ihren Niederschlag gefunden hat. Als Geschichte etwas Vergangenes, vor 1900 Jahren Geschehenes, als Urgeschichte etwas Gegenwärtiges, gegenwärtig, potentiell, für alles Fleisch, wirklich für die, die sich finden lassen wollen, die das Wort hören, das damals kam und das heute kommt, und die im Worte, auch im Mythus gewordenen Worte, den Geist empfangen und zum Schauen des Heiles gelangen.

Leiden Hans Windisch

Mensch und Kreatur

1. Ein Gebiet ohne Ethik. 2. Die Herrschaft des Menschen. 3. „Tierliebe". 4. Christ und Kreatur. 5. Tierleiden. 6. Literatur. 7. Bengt Berg. 8. Albert Schweitzer

1

Soweit gegenwärtig Menschen für Ideale eintreten, gehen sie bei aller Verschiedenheit der Wege und Ziele im Grunde von demselben Ausgangspunkte aus; alle Bewegungen der Zeit, die etwas Neues wollen, haben ja mit derselben Erkenntnis begonnen: daß jeder Einzelne mit der Gesamtheit des Lebens so verflochten ist, daß er darin mit oder ohne sein Wollen und Wissen wirken muß und darum mit für sie verantwortlich ist. Das schärfer und tiefer gewordene Verantwortungsgefühl aber rief dazu auf, vor allem für die einzutreten, die aus irgendeinem Grund in dieser durch tausend Beziehungen verbundenen Gesamtheit ihren Lebensraum nicht hatten und ihn sich allein nicht schaffen konnten. Darum standen neue Verpflichtungen deutlich da: die Aufgabe, den Rechtlosen nicht willkürliche Gaben, sondern ihr Recht zu bringen.

Aber die bessere Gerechtigkeit, die man vor sich sah, konnte weder im Herzen und Denken der Menschen, noch in der äußeren Welt ohne Verzicht verwirklicht werden. In der Seele wie im Raum wurde für den Anderen nur Platz, wenn das „Ich" sich seine Grenzen setzte; die Anerkennung der Verantwortung für Andere fordert Bescheidenheit. Und so begann für viele Menschen die große Revision ihrer Stellung zur Welt auf allen Gebieten, und im Grunde anerkannte und forderte man dasselbe, ob man nun dem Proletariat zu seinem Lebensraum helfen wollte, oder den farbigen Rassen zu ihrer Behauptung gegen die Weißen, oder die Jugendfürsorge weiter ausgestalten, oder eine Strafrechtsreform erreichen.

Aber ein Gebiet der Wirklichkeit liegt fast vergessen da, abseits vom Denken; nur ganz Wenige haben es in diesem Zusammenhang gesehen. Über das Recht der Kreatur — der Tiere und Pflanzen — denkt man selten nach. Nur hier und da beginnt man es zu tun, und die Forderung einer Revision dieser Beziehung bringt auch hier die Erkenntnis einer Schuld und eine tiefe Anklage. Davon spricht ein Buch wie Manfred Kybers „Tierschutz und Kultur" oder das Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte „Mensch und Tier"; auch die Arbeit der Tierschutzvereine und vor allem der „Weltbund für Tierrecht".

Dies ist ein kleiner Anfang zu der Entdeckung des vergessenen Gebietes. Manche Interessen der Gegenwart kommen dem entgegen: die Freude an der Natur und der Sinn für gesunde und schöne Körper und körperliche Leistungen. Nie auch hat es so viel populäre Naturwissenschaft gegeben und solche Verbreitungsmöglichkeiten durch Druck, Photographie und Film. Es ist, als wenn das Denken der Menschen an einer Schwelle stünde, vorbereitet, eine neue Verantwortung zu ergreifen. Aber das kann ebenso gut unterbleiben wie geschehen. Einen Wandel in der Beziehung zwischen Mensch und Kreatur würde nur das e t h i s c h e Denken bringen, — wer aber geht wirklich als Ethiker an die Kreatur heran, außer ein paar einsamen Gestalten? Die Menschen betrachten sie von anderen Standpunkten aus: als Wirtschaftler, als Forscher, als Ästheten — — und alle diese Betrachtungsweisen verändern den gewohnten Standpunkt nicht. Trotz aller „Tierliebe" und Naturschutzbewegungen wird nach wie vor das Verhalten des Menschen zur Kreatur bestimmt durch den Nützlichkeitsgedanken und das Machtbewußtsein, allenfalls durch die Liebhaberei. Es ist ganz und gar der Willkür preisgegeben, von keinem ordnenden Gedanken geleitet. Und darum ist diese Beziehung ein ungelöstes Problem für die, welche von dem absoluten Herrenrecht des Egoismus nicht überzeugt sind. Hat aber eine Revision der Begriffe von Verbundenheit und Solidarität, vom Recht der Hilflosen und von Verantwortung begonnen, so muß das Denken doch irgendwann einmal folgerichtig weitergehen bis zu den letzten Bezirken der Beziehungen, in denen Menschen stehen, — hinüber auch in die Welt der Kreatur.

Nun mag es wohl scheinen, als gäbe es gegenwärtig genug wichtige und brennende Fragen, die durchgedacht und zu lösen versucht werden müssen, und es sei keine Zeit und Kraft zu erübrigen für das Problem Mensch und Kreatur, zu viel Anderes gehe für den denkenden Menschen vor. Und solange Menschen litten, Unzählige, Scharen von Menschen, wäre es Unrecht, sich um Tier und Pflanze zu kümmern. Aber dieser Einwand sieht die Seele wie ein Mosaik, nicht wie eine Einheit. Wo einmal einer Seele die Verantwortung der Wirklichkeit gegenüber aufgegangen ist, kann sie nicht mehr nach Belieben Teile davon fort von sich schieben. Wenn ihr das Leiden der Welt zu einem Ruf geworden ist, kann sie nicht anders als ihn beantworten, von welcher Seite auch er kommen mag. Gedanken, die aus derselben Wurzel aufwachsen, kann man nicht numerieren, — nur bei jedem einzelnen Tun gegeneinander abwägen. „Denket groß" sagt Blumhardt. Soll das europäische Denken durchaus enger sein, als das der großen östlichen Philosophien, die selbstverständlich die Kreatur in ihr Denken und Verhalten mit einbezogen haben?

Dem Einwand, der das Problem nicht als Aufgabe ansehen will, ist auch noch etwas Weiteres zu erwidern. Die Beziehungen zwischen Mensch und Kreatur sind so tausendfach und so unlöslich, daß die allergrößten Wirkungen davon ausgehen m ü s s e n. Das Leben der Menschen baut sich auf dem ununterbrochenen Opfer anderen Lebens auf; ihre Abhängigkeit von der Kreatur und zugleich ihre Macht, Schicksal für sie zu werden, sind grenzenlos. Verlangt ein solches Verhältnis nicht, daß man es der Willkür entzieht und zum Rang einer ethischen Aufgabe erhebt, die einen Jeden angeht? Es handelt sich um viel mehr als darum, Tierquälereien zu verhüten, — um eine andere Einstellung des Menschen zur Kreatur, um eine Arbeit handelt es sich, die neue Begriffe dem Bestand des Kulturdenkens einfügt.

Dies würde sich uns allen als Pflicht aufdrängen, wenn wir imstande wären, die Wirklichkeit zu realisieren, einen größeren Bezirk der Wirklichkeit im Bewußtsein zu tragen, als wir meistens tun. Angesichts der Kreatur zu leben — was würde das bedeuten!

2

Der Mensch hat sich die Kreatur weithin dienstbar gemacht. Nur allein aus der großen Welt der Tiere nimmt er unaufhörlich — und er muß das, wenn er bestehen will — Nahrung, Kleidung, Arbeitskraft. Er hat dabei gelernt, auch hier Naturgesetze zu benutzen und ebenso Urtriebe zu zerstören, alle Wirkungen des Lebens in dem Lebendigen zu wenden, nach welcher Seite er wollte. Er

lernte, aus einem Tier die Verkörperung einer einzigen Eigenschaft zu machen, die er gerade brauchte; er züchtete, er kastrierte, er tötete, er ließ Lebendiges entstehen; er benutzte auch die Arbeit des freilebenden Tieres und nahm den Wintervorrat der Bienen ebenso wie die Eier der Vögel, die Milch der Tiermutter und das Ungeborene aus ihrem Leib. Er nahm die Wolle, den Pelz, die Federn, die Perle, die Häuser der Koralle, die Panzer der Schildkröten. Er verwendete die hohe Begabung des Hundes und steigerte sie, er fand Freude am Liebeswerben der Vögel, und um ihr Singen immer zu genießen, erfand er den Käfig und die einsame Gefangenschaft. Er bändigte die großen Tiere der Wildnis und verpflanzte sie, wohin er wollte, und er machte unzählige Geschöpfe zu leidenden und unbewußten Mitarbeitern in seinem großen Kampf gegen die Krankheit.

In den letzten Jahrzehnten hat sich in dieser Beziehung zwischen Mensch und Kreatur — dieser riesenhaften Nützlichkeitsbeziehung — ein weiterer Zug gebildet. Weil überall Massenverbrauch Massenproduktion verlangt, fand man Wege, auch Tiere mehr als je zu Massenware zu machen. Aus den künstlichen Brutanstalten — die das vom Evangelium selbst geweihte Symbol der sorgenden Liebe: die Henne mit den Küchlein, aus Hunderttausenden von Leben ausstreichen — gehen die großen Sendungen einen Tag alter Tierchen aus; die Zahl der dabei „krepierenden" ist nicht so bedeutend, daß dieses Verfahren unrentabel würde. Und durch die große Mode der Pelze, die man nun sogar im Sommer trägt, entstand die Massenproduktion auch zur Gewinnung von Luxuspelzen. Davon berichtet die Gräfin Mongelas, als von einem typischen Beispiel:

Da diese Zucht ohne Liebe, nur vom Nützlichkeitsstandpunkt getrieben wird, gelingt es nur in den seltensten Fällen, die Tiere zu zähmen, und so muß das zu jeder Manipulation, wie Haarpflege usw., nötige Einfangen mit der brutalen Halszange geschehen, um sich vor den Bissen des geängstigten Tieres zu schützen. Die Tötung der Füchse geschieht durch Vergiftung mittels Strychnin, eine der schmerzvollsten Todesarten. Das humanere Erschießen wird nicht angewendet, weil der Balg dadurch beschädigt wurde. ... Vor der Prämiierung wurden die Silberfüchse mit der Halszange aus ihren Käfigen herausgezogen. ... Nun wurde ihnen die Schnauze mit einer Schlinge zugebunden, wodurch sie vollkommen wehrlos gemacht wurden. Dann wurden sie gekämmt und mit einem Benzinlappen abgerieben, um dem Fell Glanz zu verleihen. ... Die wehrlosen Tiere wurden von zwei Männern quer über den Richtertisch gelegt und dort an Vorder- und Hinterpranken festgehalten. So lagen sie mit angsterfüllten Augen lange Zeit einer neben dem andern, bis die drei Richter ihr Amt beendet hatten. Wenn man sah, wie die Tiere mit dem Metermaß gemessen wurden, um die Länge von der Nase bis zur Schwanzspitze festzustellen, hatte man den Eindruck, als handelte es sich hier wirklich nur um die Bälge und nicht um lebende, mit Gefühl und Seele ausgestattete Geschöpfe. (Süddeutsche Monatshefte, September 1928)

Die Menschen sind das Schicksal der Kreatur geworden und können nicht anders, als es weiterhin zu sein. Und für die Selbstverständlichkeit ihrer absoluten Monarchie führen sie wohl das uralte Wort der Bibel an: „Füllet die Erde und machet sie euch untertan, und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kriecht." Auch für die wirklich Frommen hatte Gott selber die Kreatur zu ihren Füßen gelegt.

Aber wer sich auf den Sinn dieses Wortes berufen will, sollte logischerweise den Vordersatz nicht vergessen. Es steht da: „Und Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn." Der Mensch als Ebenbild Gottes ward zum Herrn über die Kreatur bestimmt; wenn der Mensch ohne Gott, der Mensch des „Sündenfalls", sich dazu macht, wird eine Teufelei daraus.

Es ist jedoch die selbstverständliche Gewohnheit, ihn als berufenen Herren aller Kräfte und Wesen der Erde anzusehen, schon einfach auf Grund seines Menschseins. Dies Bewußtsein bestimmt bewußt oder unbewußt die Haltung des Geschlechts. Aber der Begriff Mensch umfaßt unendlich viel Entgegengesetztes und ist fast unerträglich weit gespannt, so daß aus diesem Anspruch heraus die Wirklichkeit bald schön, bald abscheulich gestaltet wird — denn der Begriff umfaßt den Sklavenhändler und den Zuhälter ebenso, wie die Gestalt und Hülle des Heilandes. Und das physiologische Menschsein gilt doch als Anspruch auf dieselben Rechte, die den Idealen der Gattung angemessen wären.

Die Herrschaft hat der Mensch gewonnen durch Intelligenz und Willen: eine imposante Herrschaft einer imposanten Einseitigkeit. Denn Intelligenz und Wille sind nicht volles Menschentum, das umfaßt mehr. Es schließt auch Güte mit ein.

Ein Symbol dafür, wie Menschen zwischen Tieren und Pflanzen einhergehen, ist die Gebärde, die fast Jeder unwillkürlich macht, wo er einer Blüte oder einer Frucht begegnet: er streckt die Hand nach ihr aus, um sie zu brechen. „Du bist mein" sagt die Bewegung. Und wie sie ohne Zögern geschieht, so stutzt auch das Denken nicht vor diesem durch Jahrtausende selbstverständlich gewordenen Wort.

Weil nun hier ein Gebiet war, das die Ethik nicht zu ordnen beanspruchte, konnte eine psychologische Entwicklung geschehen, die erst jetzt als notwendig erkannt wird, und die sich doch seit Menschengedenken schon vollzogen hat. Der verdrängte und bekämpfte Sadismus der Menschen mußte sich hierher flüchten — Sadismus in einem so weiten Sinn, wie die Psychologie ihn gegenwärtig als einen mehr oder weniger starken Wesenszug einer jeden geistigen Konstitution kennt. „In Jedem ist der Mörder und der Heilige." Unter tausend Verkleidungen, meist unerkannt, setzt der Sadismus sich durch, wenn ihn nicht die positiven Kräfte verwandeln und überwinden. Erst eine ferne Ahnung geht der Erkenntnis heute auf, was es bedeutet haben muß, daß diese Angriffsleidenschaft des Menschen frei losgelassen wurde auf die Welt der Kreatur, welche keine Ethik schützte, — wie ein rasender Minotauros mitten in das blühende Geheimnis des Lebens.

3

Aber es gibt auch viel Liebe zur Kreatur, scheinbar sogar sehr viel. Nur ist sie ein sonderbar zweideutiges Ding: sie vereinigt sich gar zu leicht mit ihrem Widerspruch. An der wachsenden Liebe zur Landschaft und zur Pflanze, zu Blumen vor allem, ist wirklich nicht zu zweifeln; aber die Liebe zu Tieren, die viel mehr Selbstlosigkeit verlangt, schrumpft tausendmal bei nahem Hinschauen zu einer Kümmerlichkeit zusammen. Der landläufigen Tierliebe gegenüber scheint die ganze Beziehung des Menschen zur Kreatur dem Blick wie eine Wildnis, ein Gebiet, wo nichts durchgedacht ist und darum die starken Widersprüche unerkannt bleiben, — eben ein Gebiet, das in den Versuch zur Kultur noch gar nicht einbezogen ist, außer in den Herzen ganz weniger Menschen.

Typisch dafür ist eine Gestalt wie Hagenbeck. Aus seinem Buch „Von Tieren und Menschen" spricht so viel warme Freude am Tier und Bereitschaft, ihm ein Freund zu sein — und dieser Mann wird Tierhändler und Dresseur und schildert selber das Grauen des Tierfangs:

Der Fang der jüngeren Tiere durch die Schwertjäger geschieht hauptsächlich in der Weise, daß die Herden solange gehetzt werden, bis die schwächeren Jungen vor Mattigkeit zurückbleiben und sich von der Herde isolieren. Bei Giraffen und Antilopen ist diese Jagdart ohne Gefahr, meistens auch bei Büffeln, da diese ihre Kälber schmählich im Stiche lassen. Das begehrteste Wild, junge Elephanten und Rinozerosse, ist auch am schwierigsten zu erjagen. Diese Dickhäuter verteidigen ihre Jungen hartnäckig, und häufig kann man ihrer nur dadurch habhaft werden, daß man die Alten tötet. Wenn die Mutter auf das Geschrei des Kleinen zurückkehrt und sich zu einem Kampf auf Leben und Tod rüstet, wird ihr Tod zu einer traurigen Notwendigkeit. ... Die gefangenen Tiere werden mit aller Sorgfalt gepflegt. ... Allein trotzdem geht ein großer Teil infolge der ausgestandenen Aufregung und Angst zu Grunde, ehe die Station wieder erreicht wird. Auf der Weiterreise geht wiederum eine Zahl der gefangenen Tiere ein, und in der Regel gelangt kaum die Hälfte nach Europa. (Seite 105.)

Solche Transporte aber erklärt der Tierfreund Hagenbeck in Permanenz. Wie ist das möglich?

Wie ist es möglich, daß man, ohne zu stutzen, von einem „Tierfreund und Jäger" sprechen kann? Wie sollte es einem Tierfreund ein freudiger Sport sein, nicht eine traurige Notwendigkeit, das zu zerstören, was er liebt?

Es geschieht auch oft das Seltsame, daß ein Forscher, der seine Kraft an die Erkenntnis des Lebendigen setzt, an eben dies Lebendige herantreten kann ohne jeden Respekt vor dem, was er erforschen will. Naturforschung ganz und gar ohne achtungsvolle Liebe ist auch ein solcher Widerspruch, wie sie die Beziehungen zwischen Mensch und Tier überall durchziehen. Dem lieblosen Forscher preisgegeben zu sein, wird für die Kreatur ebenso zur Qual, wie wenn sie Gegenstand eines Geldgeschäftes wird. Und das Leiden wird oft über sie gebracht um völlig unwesentlicher Dinge willen, die ein kleiner und kalter Geist sich als Ziel gesetzt hat, von dessen Erreichung tausendmal die Wissenschaft nichts hat.

Sonderbar sieht auch die Tierliebe oft im alltäglichen Leben aus. Sie veranlaßt Menschen, Vögel in kleinen Käfigen und Hunde auf engen Etagen zu halten; Mütter führen ihre Kinder in Zoologischen Gärten spazieren, um sie Tiere lieben zu lehren, aber fragen niemals darnach, wie solche Gärten entstehen, und um welchen Preis von Leiden. Das gewöhnliche Denken sieht eben, wenn es sich um die Kreatur handelt, stillschweigend von dem ab, was es sonst mit dem Begriff Liebe verbindet, und es bleibt in Wirklichkeit meistens nur ein respektloses Gefallen, eine Liebhaberei, nicht viel anders wie für erfreuliche und interessante Dinge, die zu keiner Rücksicht verpflichtet und von Dankbarkeit nichts weiß. ...

Vieler Menschen soziales Gewissen ist erwacht; aber auch ihnen liegt es noch ganz fern, um eines Tieres oder einer Pflanze willen von sich abzusehen. Um der Kreatur willen gelegentlich zu verzichten auf eigene Freude, Bequemlichkeit oder eigenen Gewinn — eine solche Forderung ist dem Denken fremd.

Im Grunde suchen auch nur wenige Menschen wirklich die Kreatur. Sie suchen das dressierte Tier und möchten aus jedem Haustier eins machen; sie verlangen damit nach der Karikatur und verzichten auf das Wesen. Sonst wäre der Zirkus ein Unding, so wie er ein Triumph der Stillosigkeit ist.

Es ist unendlich schwer für den modernen, nervösen, ichgebundenen Menschen, etwas von der Natur zu erleben. Ohne daß er es will, schafft er fast immer eine Atmosphäre um sich herum, die ihn von ihr trennt. Er erlebt sich selber oder die beherrschenden Dinge seiner Umwelt so bedrängend stark, daß er wie eingekerkert darin bleibt. So, wie wenn Menschen am Sonntag durch den Wald gehen und ihn mit dem Duft ihrer Zigaretten und Parfüms, dem Klang ihrer rastlos sprechenden Stimmen, ihren Speiseresten und Papieren füllen — oder vielleicht auch mit ihren eigenen, grübelnden, um quälende Probleme kreisenden Gedanken.

Darum steht Bengt Berg als beinah unfaßliche Gestalt da, weil er in reiner Hingegebenheit Tage, Wochen, Monate lang nur zu lauschen und aufzunehmen vermag, und dies das Schönste seines Lebens ist.

Natur ist schwer zu erleben, denn wir sind laut, und sie ist leise. Sie verlangt Entsagung und Stillschweigen.

Man sollte denken, dem Besten ihres Wesens nach müßte es Frauen leichter gelingen, der Kreatur nahezukommen, als Männern. Unter den modernen Frauen wird so viel davon geredet, wie sie ihrer Eigenart nach dazu bestimmt seien, Leben zu pflegen und zu erhalten, und die Gegenwart sieht weithin ein ehrfurchtgebietendes soziales Tun, in dem Frauen sich hingeben. Es mag auch alles wahr sein, was von ihren Kulturaufgaben und der Macht ihres Gemüts, zu verstehen und Leiden zu überwinden, gesagt wird. Aber es klingt doch wie Übertreibung und Unwahrhaftigkeit, fast wie Heuchelei, wenn daneben das schweigende Leiden der Kreatur steht, an welchem Frauen tausend- und abertausendmal schuld sind. All ihre Mütterlichkeit hat sie nicht gelehrt, das andere Leben, das nicht menschliche, ernst zu nehmen oder der Willkür zu entziehen. Niemand wird das Gesetz des Opfers aufheben, das ein Natur- und Geistesgesetz ist; aber Mütter mehr als Andere wären, ihren eigenen Worten nach, mit denen sie ihre Aufgabe in der Welt bezeichnen, dazu da, zu fragen: für wen, wozu und wie Opfer verlangt werden, und ob Opfer und Notwendigkeit einander aufwiegen. Weil die Frau nicht fragt — auch sie nicht fragt —, wird sie Ursache von solchen Dingen, wie eines davon die Gräfin Mongelas schildert, wenn sie weiter von der Pelzgewinnung erzählt:

Breitschwanz heißt das Fell des ungeborenen Persianerschafes. Da Breitschwanz höher im Preise steht als Persianer, sehen es die Züchter darauf ab, möglichst viele Frühgeburten zu erzielen. Die Mutterschafe werden in hochtragendem Zustande in grausamster Weise geschlagen ... wodurch in vielen Fällen eine vorzeitige Geburt erfolgt. Diese Teufel in Menschengestalt haben ausgerechnet, daß bei diesem Verfahren nur ein Drittel der Mutterschafe stirbt, so daß es also vorteilhafter ist als die Abschlachtung der Tiere, um das ungeborene Lamm zu gewinnen. Man hat in Rußland den Versuch gemacht, diese Dinge zu dementieren und die Ursache der vielen Frühgeburten durch Frost, Hunger usw. zu erklären ... auf alle Fälle bleibt es eine Geschmacklosigkeit, sich mit Frühgeburten zu behängen. Würden die Frauen den Kauf solcher Felle ablehnen, dann würden die auf tierquälerische Weise erfolgten Frühgeburten aufhören, aber auch Sorge getragen werden, daß die Schafe nicht durch Frost, schlechte Pflege und Krankheit zu früh gebären. (Süddeutsche Monatshefte, September 1928.)

Aber die Frauen tragen heute Pelze genau so ohne zu fragen, wie sie früher Reiherfedern trugen, um derentwillen die ganzen jungen Bruten eines Vogels verhungern mußten, weil der Reiher diese Schmuckfedern nur in der Brunstzeit trägt. Auch das gewaltige Naturerlebnis der Mutterschaft hat die Menschenmutter nicht mit der Tiermutter solidarisch gemacht und sie nicht gehindert, Lebendiges wie ein Ding zu benutzen.

Zu allen Zeiten gab es hier und da eine Art Tierliebe, die aus Menschenhaß kommt. Durch sie gewinnt das ethische Denken nichts, denn sie verachtet mit dem Menschen auch seine Möglichkeiten, — welche zweifellos größer sind als die der Tiere. Die Kreatur zu lieben ist leichter, als Menschen zu lieben; aber die Möglichkeiten, die Menschen gegeben sind, verachten, heißt Wirklichkeiten übersehen und seine Liebe auf eine halbe Wahrheit und eine Negation stellen, wo niemals eine wirkliche Liebe wachsen kann.

Nun aber erlebt die Gegenwart auch eine gewaltige Reaktion auf das vergangene Zeitalter in der stürmischen Hinwendung zur Leiblichkeit. Alles das, was das Wort „Körperkultur" umfaßt, dies ganze neu eroberte weite Land, und die leidenschaftliche Freude an dem, was die Sinne erleben können, wie sie durch die Dichtung geht: dies alles könnte ein tiefes Verantwortungsgefühl gegenüber der Kreatur, ja gegenüber der ganzen Natur, aufwecken. Aber dieses Denken und Fühlen ist meistens so orientiert, daß es an der Verantwortung vorbei abbiegt; es kommt aus ästhetischem Verlangen, aus Geltungsbedürfnis, aus irgendeiner anderen egozentrischen Sphäre. Von daher aber ist der Kreatur noch nie ihr Recht gekommen.

Charlottenburg Julie Schlosser

(Fortsetzung folgt)

Zum Streit um das religiöse Bild unserer Tage

1

Seit dem Jahre 1927 erscheint die Zeitschrift „Kunst und Kirche", das Organ des Vereins für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche, unter neuer Leitung und mit neugefaßtem Plan *). Der Vorstand des Vereins und die Schriftleitung sprechen im Geleitwort zum ersten Heft jenes Jahres sich einmütig dahin aus, daß die Bearbeitung der gegenwärtigen Kunst im Vordergrund des Unternehmens stehen soll. Darnach ist bisher verfahren worden. Die historische Kunst fehlt nicht; das Jahr 1928 hat ein besonderes Dürerheft gezeitigt, auch über die Marburger Ausstellung religiöser Kunst aus Hessen-Nassau, bei der es sich zum größten Teil um mittelalterliche Kunst handelte, wird berichtet. Daß die Leser mit den Verhandlungen des dritten Kirchenbaukongresses oder mit der fünften Tagung für Christliche Kunst bekannt gemacht werden, entspricht ohnedem den vereinbarten Leitgedanken. Dennoch mag die Bewertung der im strengen Sinn „modernen" Kunst bei den Kreisen, die hinter der Zeitschrift stehen, und den Herausgebern von vornherein verschieden gewesen sein; daß diese auf die Seite der modern-expressionistischen Gegenwartskunst sich stellen, ist nicht zu verkennen. Ernstere Schwierigkeiten aber sind entstanden, seitdem in dem zweiten Heft des Jahrgangs 1928 ein Aufsatz von Paul Ferdinand Schmidt, dem früheren Direktor des Dresdener Stadtmuseums, veröffentlicht worden ist, der unter dem Titel „Das religiöse Bild unserer Tage" als Träger der maßgebenden religiösen Kunst von heute Nolde, Schmidt-Rottluff, Meidner, Beckmann anerkannt wissen will. Ich komme einem Wunsche nach, wenn ich diese Streitfrage den Lesern vorlege; ich beschränke mich dabei auf das Grundsätzliche.

Zunächst sind die wichtigsten Gedanken und Urteile Schmidts wiederzugeben; es soll so viel wie möglich mit seinen eigenen Worten geschehen. Wenn von religiöser Kunst der Gegenwart die Rede ist, so scheiden alle „schlechten und schlechtesten Wiederholungen alter und neuer Typen" aus der Betrachtung aus. „Weder um Beuron noch um die mehr oder weniger namhaften Maler katholischer und protestantischer Abkunft, die einen frommen Augenaufschlag mit Seele verwechseln", kann es sich hier handeln (S. 49). Aber „kann die heutige, die wirklich moderne Kunst aus ihrem Geist heraus das religiöse Bild erschaffen?" Träger dieser modernen Kunst sind jedenfalls nicht Uhde oder Gebhardt, auch nicht etwa Max Liebermann oder Lovis Corinth mit ihren biblischen Bildern; Gebhardt wird abgelehnt „nicht nur weil er Sektiererei mit Christentum und altertümliches Kostüm mit Frömmigkeit verwechselt, sondern auch weil seine Art von ‚Realismus' längst verflossen ist und auch niemals zeitgemäß war" (S. 49). Was die seit 1910 hervorgetretene Generation gegenüber dieser früheren auszeichnet, ist „das Moment des inneren Erlebnisses":

> Diese Künstler, die man bei ihrem Erscheinen heftig bekämpft und mit Hohn überschüttet hat, weil sie etwas völlig Neues und Unerhörtes brachten, sind die wahren Repräsentanten einer Zeit, die durch die Hölle des Weltkrieges und der Inflation gegangen ist, die es verlernt hat, an die unbedingte Gültigkeit des Sinnentrugs zu glauben, und darum bereit ist, das Erlebnis der Seele anzuerkennen, ja über die sogenannte Wirklichkeit zu stellen. Dieses Geschlecht, das man in der Kunst mit „Expressionisten" bezeichnet hat, ist ganz anders bereit und gerüstet, das Religiöse zu empfinden und darzustellen. Denn wo der Reiz bloßer Anschauung von wirklichen Dingen nicht genügt, wo seelischer Überschwang selbst aus Landschaft und Stilleben Anregungen zu unerhörten Formsteigerungen zieht, da muß auch Vertiefung in das Leiden des Menschensohnes einen ganz besonderen Ansporn zu bildhafter Darstellung besitzen.

Während die französische Malerei, die in Kubismus und Neuklassizismus die moderne bildmäßige Anschauung geformt hat, auf seelischen Gehalt verzichtet und keinerlei Beziehung zum Religiösen hat, sind es fast ausschließlich Deutsche, die „eine neue Auffassung innerer Werte" herausgestellt, „den alten Wein christlicher Geschichte in neue Schläuche gefüllt haben". Nur die Namen der Besten dürfen hier genannt werden, diese aber nicht in der schematischen Begrenzung des Religiösen, wie es im neunzehnten Jahrhundert noch die Nazarener im großen Maßstab gepflegt haben:

> Der schöpferische Mensch von heute ist nicht der dauernden Versenkung in Gott fähig; er mag großer Erschütterungen seiner Seele teilhaftig werden: das Wunder fortgesetzter Ekstasen, wie sie etwa Fra Angelico oder Mathias Grünewald widerfahren, ist heute unmöglich, weil die Welt entchristlicht ist. Es ist schon viel, daß wahrhaft religiöse Malerei überhaupt wieder existiert, die aus dem Innersten strömt. Die Momente der Erleuchtung sind selten, und wehe, wer sie erzwingen und immer erneut Visionen hervorbringen will! Krampf und falsches Pathos sind die Folgen; sie sind auch tatsächlich nicht ausgeblieben, wo eine schwächere Kraft es der großen gleichzutun versuchte.

Wie der Verfasser von diesen Grundgedanken aus die Hauptwerke der wenigen Expressionisten, die — mit Recht — vor seinem Urteil bestehen, auszulegen weiß, muß noch an wenigen Beispielen gezeigt werden! So wird bei Beckmanns „Kreuzabnahme" dieselbe Grundstimmung wie bei den Gotikern festgestellt, die das Erlebnis menschlicher Passion nur mit qualvoll wirkenden Formen darzustellen erlaubt:

> Der weltliche und im Grunde ganz unchristliche Effekt italienischer Renaissancebilder der gleichen Motive beruht eben auf der Schönheit und Sinnlichkeit ihrer Körper; um uns mitleiden zu machen, müssen disharmonische Töne angeschlagen werden. Leidensgeschichten, wie es die der christlichen Heilslehre nun einmal und mit höchstem Rechte sind, müssen auch quälend auf unsere Nerven wirken.

Und von Kokoschka heißt es:

> Kokoschkas aufgewühlte Seele empfand das Schmerzliche durchaus als Grundlage alles Daseins; seine frühesten Bildnisse schon waren Abbilder innerster Zerrissenheit und Pein; dies aber ist die Situation des religiösen Menschen, als der der Künstler auch abseits seiner Malerei anzusprechen ist. ... Die mystischen Blätter der gewaltigen Bachkantate (O Ewigkeit — du Donnerwort), eine geschlossene Folge von einem Dutzend Steinzeichnungen, in denen Kokoschka einen schwer verständlichen Text nicht illustrierte, sondern paraphrasierte, derart, daß apokalyptische Grundstimmung in ganz freien Dithyramben sich erging, wie sie ihre Parallele nur in den dunklen Visionen der Offenbarung Johannes selber fand, auch die Lithofolgen des „Kolumbus" und „Hiob": ... eint die scheinbar verworrene und jenseits aller Vorstellungen von Schönheit stehende Form, die eine oder wenige Figuren im Vordergrund fast ohne Raumangabe, isoliert mit ihren tragischen Gedanken mehr andeutet als darstellt; eine Form beinahe kindlicher Kritzelei, die nur dem Willigen, dem wahrhaft religiös Gestimmten die Stärke ihres seelischen Ausdrucks erschließt. Was allen religiösen Schöpfungen dieses merkwürdigen und furchtbaren Kriegs-Jahrzehntes in Deutschland eigen ist, wirkt bei Kokoschkas Lithographien mit der Stärke der Mystik: die Abkehr vom Fleische, die Bevorzugung proportionsloser Häßlichkeit, die Konzentration ausschließlich auf das Geistige; was alles im Grunde dasselbe bedeutet. Nicht Verständlichkeit, sondern Erregung schmerzhaft-seliger Empfindungen ist ihr Ziel, und ihr Mittel die Zerspaltung, ja die Abtötung der sinnlichen Erscheinungsform. Es ist der einzige Weg, heute noch religiös zu wirken: Zertrümmerung der Sinnenform, um die gefangene Seele zu befreien und ihrem Schmerz über den Sündenfall (im tiefsten Sinne) Ausdruck zu schaffen.

Daß die Maßlosigkeiten und Mißformen dieser Gestaltungsweisen nicht auf technischem Unvermögen beruhen, sondern auf dem chaotischen Drang nach intensivstem seelischem Ausdruck, braucht kaum gesagt zu werden. Sie scheinen bei Ludwig Meidner sich alle zu vereinigen; der Verfasser möchte ihn „religiös besessen" nennen.

... von 1912 bis 1920 geht es wie ein tobsüchtiges Rasen durch seine Malereien und Zeichnungen, durch seine Briefe und Dichtungen; die Zeit, selber in Wahnsinn verfallen, hatte ihn rettungslos in der Faust, und was er schuf, war wie von Berserkerwut diktiert, mochten es Bildnisse, Weltuntergangsvisionen oder Groß-

*) Herausgegeben von Lic. Dr. Horn, Pfarrer in Berlin, Dr. Kurth, Kustos an den Staatlichen Museen in Berlin, Lic. Kühner, Pfarrer in Waldkirch i. Br. Berlin, Verlag von Trowitzsch und Sohn.

stadtstraßen sein ... Prophetie und Propheten des Untergangs und der Untergang der Welt selbst sind die Themen des Besessenen; seine Form ist so maniakalisch und vernichtungssüchtig wie seine Phantasie. ... Religiöse Ekstase von äußerster Intensität, in Permanenz erklärt, drückt jeder Linie, jeder Farbe den Stempel des bis zum Wahnsinn Hochgespannten auf; es bedarf nicht einmal mehr des thematischen Anlasses: jeder Bildniskopf wird Meidner zum Bekenntnis einer uferlosen Raserei.

Den Höhepunkt dieser modernen religiösen Kunst stellt Emil Nolde dar. Sein künstlerisches Wesen in seiner Gesamtheit hat etwas religiös Gesteigertes; es ist spontan aus ihm hervorgebrochen, unabhängig vom Zeitendrang. Mit den Bildern des „Abendmahls" und „Pfingsten" hat er bereits 1909 eine neue Deutung des Religiösen aufgestellt, und er hat in der magischen Kraft seiner Graphiken „seine und unsere Auffassung von religiöser Erregtheit" niedergelegt:

Das durchgreifend Neue, das allein uns Aufrüttelnde hat der geniale Instinkt Noldes in der psychologischen Wirkung ganz starker und reiner Farben, im Verzicht schmückender Details und in der Konzentration auf den seelischen Ausdruck der wenigen Personen gefunden, auf die es allein ankommt. Im „Abendmahl" beispielsweise ist es der Ausdruck des unvergeßlichen, die Welt und die Unvollkommenheit ihrer Geschöpfe in sich begreifenden Schmerzes im Antlitz Christi. ... Der Abstand zu dem berühmten Abendmahl Lionardos in Mailand gibt uns den Schlüssel zum Verständnis der modernen, der deutschen Auffassung. Bei dem Meister der Hochrenaissance ist die Schönheit als vollkommene Emanation der Materie alles; bei Nolde bilden die Jünger, statt schön disponiert und in Eurhythmie gesetzt zu sein, eine eng gedrängte Schar hilfloser Menschen, eigentlich aneinandergereihter Köpfe. Christus aber, ihr und der Welt einziger Retter, häßlich gebildet, nur Ausdruckskopf, nur Träger des Leidens einer aus den Fugen geratenen Welt, mit einer fast unerträglichen Spannung gebildet ... wer diesen Ausdruck tiefster Verzweiflung am Menschen in seiner Unausschöpfbarkeit ahnt, der wird Noldes Abendmahl über Lionardo stellen.

In Nolde tritt den wenigen Künstlern, deren schöpferische Kraft durch große Katastrophen zum Religiösen gedrängt worden ist, ein Beispiel dafür zur Seite: „daß sich auch die ganz innerliche Natur eines schwerblütigen Nordländers in der Gesamtheit ihrer Kunst, vor allem aber in den spontan erscheinenden christlichen Darstellungen mit der Kraft alter Mystiker, ohne allen Dogmatismus, religiös zu äußern vermag".

Diese Einführung in die expressionistisch-religiöse Kunst — ich ziehe diese Bezeichnung dem farblosen und so rasch abwelkenden Wort „modern" vor — spricht für sich selbst; sie kann solchen, die sich in diese Werke einfühlen möchten, eine Hilfe sein. Manche Frage bleibt zurück, doch sollen sie zurücktreten vor der andern nach Sinn und Recht der Überschrift: Das religiöse Bild unserer Tage.

2

Wie ist es zu verstehen, daß, was den Einen als Durchbruch zu echter neuer religiöser Kunst erscheint, von den Andern, wenn nicht abgelehnt, doch mit Befremden oder kühler Zurückhaltung aufgenommen wird? Daß daran lediglich „naive, aber kunstunkundige Gläubigkeit" (S. 49), die Anhänger des Traditionellen (S. 62) die Schuld tragen, ist eine unzulängliche Auskunft. Kein Zweifel, daß die Kirchen- oder Gemeindekunst der Gegenwart — denn eine kirchliche Kunst im alten Sinne gibt es in den Reformationskirchen nicht mehr — nichts aufzuweisen hat, das den Leistungen jener Modernen irgendwie entgegengehalten werden könnte, kein Zweifel auch, daß das unverzeihlich lange Nachschleppen der nazarenischen Tradition für das Verhältnis der evangelischen Kirche zur Kunst verhängnisvoll geworden ist, — die grundsätzliche Frage kann nicht nach dem Verhalten der Rückständigen, wie groß ihre Zahl auch sein mag, entschieden werden. Und doch richtet sich auch bei diesen der Widerspruch nicht in erster Linie gegen die Abstraktion und Stilisierung, sondern gegen die Vermischung der Karikatur und des Brutalen, Rohen, Krassen mit dem Heiligen. Das Christentum ist Geschichtsreligion, es kann bei all seinem bisher unerschöpften Vermögen, im Ringen mit neuen Zeiten seine Kräfte neu zu formen, von seinem Ursprung nicht lassen, ohne von seiner Wesenheit zu verlieren: daher sind auch der Dichtung und Kunst, die auf seinen Boden treten, Grenzen gezogen, die sie nur zu ihrem Schaden überschreiten. Warum ist das Christusdrama großer Dichter Entwurf geblieben? Was sind Evangeliendichtungen gegen die Evangelien, die die Geschichte gedichtet hat? Die bildende Kunst aber, seitdem sie keine Stileinheit mehr besitzt und inmitten sich spaltender, ins Unbestimmte hinausdrängender Geistesströmungen steht, ist nicht mehr die Dolmetscherin einer umfassenden Gemeinschaft; das Bekenntnis, das die Bekenner unter ihren Künstlern ablegen, ist gültig nur für einen begrenzten Kreis. Der festumschränkte religiöse Ideenkreis gab der alten Kunst eine Sicherheit, die kein Gefühl eines Einzelnen heute mehr zu erreichen vermag. Darin ist, wenn man von Allzumenschlichem absieht, das Schicksal des an sich ausdrucksvollen Giesschen Leidensidols begründet. Es ist „aus dem Tempel gewiesen" worden (S. 62), aber es gehörte nicht in den Tempel, denn gerade Tempelkunst ist es nicht. Es ist von der christlichen Idee des Erlösers zu weit entfernt, als daß es der zu ihrem Gottesdienst versammelten Gemeinde wahrhaftiger Weise hätte zum Symbol werden können.

Die Geschichtslosigkeit dieses Expressionismus geht aus seiner Grundhaltung hervor: die Religion, die hier dargestellt werden soll, ist Mystik. Ihr Wesen ist „religiöse Erregtheit", ohne inhaltliche Bestimmtheit, ohne letztes Ziel, ohne die Möglichkeit der vollkommenen Ruhe in der Gottesschau, wie sie die asketisch meditative Klostermystik des Mittelalters erstrebt hatte. Demgemäß ist die Seele dieser modern-religiösen Kunst „mystische Gestalt", „grausige Intensität", „apokalyptische Stimmung", „visionäres Erleben". Mit höchstem Recht zertrümmert sie die Form, Disharmonien sind für sie notwendig; um mit Christus mitleiden zu machen, muß sie quälend auf unsere Nerven wirken (S. 56). Sie schafft „Abbilder innerster Zerrissenheit und Pein, dies aber ist die Situation des religiösen Menschen" (S. 58). „Die Abkehr vom Fleische, die Bevorzugung proportionsloser Häßlichkeit, die Konzentration ausschließlich auf das Geistige, was alles im Grund dasselbe bedeutet", das ist die „Stärke der Mystik". Nicht Verständlichkeit, sondern Erregung schmerzhaft-seliger Empfindungen ist das Ziel dieser Kunst. Bei fast allen diesen Malern ist ein pessimistischer Zug fühlbar: „der Einzige, der optimistische Töne fand, war Erich Heckel" (S. 56). Aber die religiöse Ekstase von äußerster Intensität kann auch in Permanenz erklärt, bis zur „Besessenheit", zum Wahnsinn hochgespannt werden, zur „uferlosen Raserei" sich steigern. Man begreift, daß für diese ekstatische Kunst der „urtümliche" Mensch das gegebene Medium ihrer Äußerungen ist; für die an die Geschichte gebundene Frömmigkeit ist auch dies eine „Einkleidung", ihr erscheinen die auf jenen gnostisch-mystischen Boden verpflanzten Symbole des Christentums entlehnt.

Keines dieser Symbole ist von der expressionistischen Kunst mit mehr Leidenschaft ergriffen worden als das Leiden Christi. In der Ratlosigkeit und Bedrängnis, in der Gottverlassenheit jener fürchterlichen Jahre stieg das Mysterium des Kreuzes vor den Augen des modernen Menschen wieder empor. Es ist aber das Leiden selbst und seine Qual, was geschaut werden soll. Darin bezeigt sich die Verwandtschaft des Expressionismus mit der deutschen Spätgotik, auch er ist in der Passionsdarstellung auf die Mitleidserregung gestimmt. Aber die Spätgotik geht darin nicht auf. Der leidende Gott wird von ihr zu solcher Erbarmungswürdigkeit entblößt, damit der Sünder erschüttert werde, damit er wisse, was für eine unübersteigliche Schuld auf den Tag des Gerichts der anhäuft, der diese so teuer erkaufte Erlösung nicht achtet. Und hinausgehend über den Verfasser, der beim Mitleid stehen bleibt,

ist zu sagen, daß auch die expressionistische Kunst mehr will als dies, nämlich den Menschen hinführen zu dem Schauer vor den unergründlichen Schicksalsmächten, die im Menschendasein walten, die in vielfältigen Seelen den ihnen einwohnenden Lichtkern verdunkeln, bis die Seele, nachdem sie mit äußerster Anspannung ihrer Kräfte den Schleier des Irrtums abgeworfen hat, bei sich selbst, in ihren göttlichen Grund, einkehrt. Wie eine verzweifelnde Anklage, wie ein unendlicher Schrei der gequälten Menschheit steigen diese erschreckenden Leidensbilder auf. Von der Überwindung, von der Erlösung aus Leid und Schuld sprechen sie nicht. Der Christus in Noldes „Abendmahl" verkörpert einen „Ausbruch tiefster Verzweiflung am Menschen" (S. 63). In der „Totenauferstehung" des frühen Beckmann, der sich von der naturalistisch-impressionistischen Malweise noch nicht abgewandt hat, kündigt sich eine gnostische Verschmelzung der Religionen an. Und Schmidt-Rottluff will zwar den überragenden, hoheitvollen Christus, aber er kann etwas Gesetzliches nicht abstreifen. Nicht Menschenschuld und göttliches Erbarmen ist das Thema dieser Passionsdarstellung, sondern die Leidhaftigkeit der Welt, von ihrem Frömmsten stellvertretend getragen.

Darin unterscheidet sich die modern religiöse Kunst wesentlich von der protestantischen Art. Mit dem Katholizismus hat sie Verwandtschaft im Ekstatischen, Visionären, Dualistischen, Barocken, wie ja auch auf diesem Felde dem echten Expressionismus Nachahmer von gedämpfter Kirchlichkeit entstanden sind. Schon die fast hysterische Überempfindlichkeit dieser Künstler ist dem Protestantismus fremd. Dem ungebändigten Ausbruch des Schmerzes, der weibischen Maßlosigkeit stellt er das männlich Verhaltene entgegen; darin lebt auch etwas Germanisches. In der Werdezeit der Reformation wird das spätgotische Marterbild durch den schweigend sieghaften Kruzifixus Dürers abgelöst. Auf die religiöse Kunst der letzten Jahrhunderte drückt die Schwere des Problems von Geschichte und Glaube; nur voller frommer Ernst und ein Höchstmaß künstlerischer Kraft darf sich noch an das Christusbild heranwagen. Die protestantische Geistigkeit erweist sich überhaupt spröde gegen die Bildkunst; im protestantischen Kultus liegt kein Antrieb zu bildhafter Gestaltung, in der Reformation hat das Wort über das Bild gesiegt. Die Seele der protestantischen Frömmigkeit hat sich in Dichtung und Musik ergossen. Aber sie hat auch die bildende Kunst aus der Vormundschaft der Kirche entlassen und mit der Selbständigkeit auch ihre natürliche Weihe ihr zurückgegeben. Und nur was ihrem Geiste wahlverwandt als freie Gabe zu ihr zurückkommt, kann ihr wahrhaft zu eigen werden.

3

Und damit kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück. Der mystische Idealismus unserer Tage, in dem Gnostisches und Mystisches, Antihistorisches und Mythisch-Urtümliches, intellektuale Anschauung und bedrohtes Lebensgefühl, Ästhetisches und Religiöses zu einem wechselvollen Gebilde zusammenschießt, ist verbreiteter als Mancher glauben mag, er ist an die Stelle der aus der Goethezeit stammenden Geheimreligion der Gebildeten getreten. Daß diese gnostische Mystik einen künstlerisch gesteigerten Ausdruck von so ausbrechender Heftigkeit gefunden hat, während neben ihr die Gestaltungsversuche der kirchlichen Frömmigkeit klein und schwächlich erscheinen, muß doch wohl erschüttern. Ist auch das starke seelische „Erlebnis" noch keine Bürgschaft, daß in ihm ein Jenseits der Seele offenbar wird, bleibt auch die „transzendente Welt von höchster Glut der Seele", in der Noldes heilige Gestalten leben (S. 62), ein innerseelischer Vorgang, so ist doch das Verlangen der modernen Seele, die von ruheloser Odyssee durch die Schattenreiche der Zeitlichkeit herkommt, nach einem Wesenhaften, Unendlichen, Überweltlichen zu spüren. Und dem alten Offenbarungsbuch der Menschheit sich zuwendend hält sich diese Kunst nicht mit der farbigen Umwelt des Alten Testamentes auf, auf der eben noch ein Widerglanz von der Frühzeit der Gottesgeschichte liegt, sondern sie greift nach dem Neuen Testament und besonders nach der noch nicht ausgedeuteten Passion des Herrn. Ihre Freunde und Fürsprecher erblicken in ihr meist eine neue und — in ihrem Sinn gewiß — höhere Art der Auslegung des Christentums, eine neue Stufe seiner Vergeistigung. Einer von ihnen hat richtiger gesehen, der „Geschichtschreiber" der neuen religiösen Kunst, wenn man bei der großen Zeitnähe und bei der Wandelbarkeit des ästhetischen Urteils hier von Geschichtschreibung reden will, G. F. Hartlaub, der für die religiöse Gefühlswelt des Expressionismus den Namen des „Präreligiösen" eingeführt hat und bekennt: „Wir befinden uns im Zwischenreich und schauen nur hinaus auf das gelobte Land." Es „ergibt sich, daß gerade die gesteigertsten Möglichkeiten, welche die Seele Gott am nächsten bringen, ... unausgefüllt bleiben mußten" *). Diese Kunst führt den Menschen von heute in die Vorhalle des Heiligen, in deren geheimnisvoller Dämmerung ihn die „schmerzhaft-seligen" Ahnungen des Ewigen ergreifen. Es ist ein Rütteln an der verschlossenen Pforte, die mit aller Gewalt Menschenhand nicht öffnen kann.

Daß nun, wer Kunst und Kirche heute zusammenbringen will, an dieser modern-religiösen Kunst vorübergehe, ist unmöglich. Dann mag man schon den ganzen Versuch aufgeben. Diese Kunst hat eine Botschaft auch an die Kirche; sie hat ein Recht auf eine freie und mutige Antwort. Seit dem vorigen Jahrhundert hat die evangelische Kirche den Zusammenhang mit dem allgemeinen Geistesleben verloren, es ist kein lebendiger Wechselverkehr mehr. Gewiß büßt die Kunst mehr ein als die Frömmigkeit, wenn sich beide nicht wieder finden, aber die Kirche verliert die Geister. Mehrmals in der Geschichte der Religion ist die Mystik die Vorläuferin eines Neubruchs gewesen. Wie dem auch sei und wie weit die moderne Mystik hinter ihren älteren Vorbildern zurückbleiben möge, auch die Sehnsucht nach dem Ewigen gehört in das religiöse Bild unserer Tage.

Marburg Rudolf Günther

*) Kunst und Religion. München, Kurt Wolff Verlag 1919, S. 102.

Hermann Sudermann

Es geht uns heute Vierzigjährigen, die wir doch die eigentliche Gegenwartsgeneration sind, seltsam genug: man feiert fortwährend um uns herum Sechzig- und Siebzig- und Achtzigjährige als Größen der Zeit und behandelt uns zugleich noch immer als „junge" Generation. Geht aber einer der Gefeierten den Weg aller Menschen, wie jetzt Hermann Sudermann, und vertieft man sich dann nicht um des Lobredens, sondern um der Wahrheit willen in seine Werke, so stellt man in aller Ruhe und Objektivität fest, daß diese Werke in Inhalt und Form nichts mehr mit unserer Gegenwart zu tun haben, mit unserer Zukunft noch viel weniger, daß sie in jedem Sinne historisch geworden sind und der Staub der Vergangenheit auf ihnen liegt. Die große Masse aber bläst freilich den Staub immer wieder auf zu häßlichen Wolken, die die Klarheit der geistigen Entwicklung trüben, weil sie, im Bildungsverfall begriffen, ohne Urteil und Willen bedingungslos dem „berühmten" Namen nachläuft und huldigt, ohne ihres Rechts auf Gegenwart, auf Zukunft zu gedenken.

Hermann Sudermanns Tod weckt diese Gedanken und muß diese Gedanken wecken, weil die Gegenwart ihr Gesicht dem Sudermann-Theater und der Sudermann-Denkweise wieder voll zuzuwenden beginnt. Es wird nicht mehr

lange dauern, daß auch Sudermann wieder ins Staatliche Schauspielhaus einzieht, da hier schon Sudermänner der jungen Generation Fuß gefaßt haben. Man sieht bereits überall in den Kinos Filme nach den Stücken und Romanen Sudermanns laufen: „Die Ehre", „Der Katzensteg", „Frau Sorge" werden zuerst als Bilder vermittelt, unter dem Beifall der Masse. Dieser Beifall wird eines Tages einen geschäftstüchtigen Theaterdirektor dazu bringen, die „Ehre", „Sodoms Ende", „Heimat", „Es lebe das Leben" usw. usw., all jene Stücke, in denen die Stars von einst, die Fr. Mittenwurzer, Jos. Kainz, Franziska Ellmenreich, Eleonore Duse brillierten, in heutiger Regieeffektaufmachung mit heutigen Stars herauszubringen; es ist bezeichnend, daß Sudermanns Verlag Cotta Neuauflage um Neuauflage nicht nur seiner epischen Werke, sondern auch seiner Dramen — „Frau Sorge" 280, „Der Katzensteg" 200 Tausend, „Es war" und „Das hohe Lied" über je 100, „Die Ehre" 65, „Heimat" 59 Tausend — drucken kann. Die Masse kehrt immer wieder zu ihren Göttern zurück, und Sudermann hat nun einmal mit seiner Theatralik, seiner romanhaften Erotik, seinem männlichen Pathos das, was der Masse als „göttlich", „dämonisch" im höheren Sinne erscheint. Hermann Sudermann starb also im Beginn seiner Rehabilitation, seiner Macht- und Einflußwiederkehr.

Was in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als Sudermann zwischen dreißig und vierzig Jahren alt war, sein Lebensrecht hatte, hat es heute nicht mehr, wenn das Lebensrecht auch damals schon nur ein Tagesrecht, ein Ausdruck der Aktualität war. Wir sind im Laufe der geistigen Entwicklung heute endlich wieder erhaben über die reine Aktualität und auf Ewigkeitswerte eingestellt. Die Dichter der früheren Generationen, die uns Ewigkeitswerte schenkten, sie wollen wir immer wecken. Aber Sudermann schenkte keine Ewigkeits-, sondern nur Zeitwerte, und zwar Werte einer Zeit, die vorüber ist.

Unter dieser Voraussetzung allein können wir Sudermann in einzelnen seiner epischen Werke wie „Frau Sorge", die 1887 am Anfang seiner Entwicklung steht und in der Schilderung eines schweren Jugendweges wohl eigenes Erleben aus dem ostpreußischen Elternhaus mit echtem dichterischen Gefühl gestaltet, wie den „Litauischen Geschichten", die sich ebenbürtig neben beste realistische Heimatkunst aus Ostdeutschland stellen, wie den grundaufrichtigen Erinnerungen „Das Bilderbuch meiner Jugend" lieben und verehren. Wir können auch seinen tapferen Mut, mit der Verkommenheit seiner Zeit und der Dekadenz bestimmter Berliner Gesellschaftskreise abzurechnen, wie in „Sodoms Ende", das eben diese Kreise 1890 zu Fall brachten, wie in „der entgötterten Welt" oder in der vaterländischen Dramenreihe „Das deutsche Schicksal" als Vorbild innerhalb einer gewissen molluskenhaften Schriftstellerschicht, die nie Stellung nimmt, anerkennen. Und wir können schließlich seine aufrechte Ehrlichkeit, mit der er seinen Überzeugungen, seinen Einsichten folgte und einst mit der verrohten Theaterkritik — wenn auch unglücklich in der Form, aber mit Recht in der Sache — abrechnete, seine mannhafte Hilfsbereitschaft und Wahrhaftigkeit mitten in unsere Zeit stellen. All dies kann uns aber nicht abhalten, in aller Ruhe auszusprechen: Ein großer Dichter war Sudermann nicht. Er hatte wohl oft den Willen zur Dichtung, das heißt zum Ausdruck des Wesenhaften sub specie aeternitatis; was ihm gelang, war aber nur das Ergebnis eines starken Schriftsteller-Talentes.

Hermann Sudermann gehört durchaus in die Reihe seiner Lehrmeister: Gustav Freytag, Spielhagen auf deutscher Seite und gewiß auch Iffland und Kotzebue, wenn man weiter zurückgreifen will. Ferner Björnson, dessen „Arne" Pate bei „Frau Sorge" gestanden hatte wie „Soll und Haben" bei der „Else", und Ibsen: die vom Verstand herkommende soziale Denkweise, die Gesellschaftskritik haben hier ihre Vorbilder. Und schließlich Augier, Feuillet, Dumas, Sardou, die französischen Sittenstückschreiber, von denen Sudermann die effektvolle Dramentechnik und das Anpacken aktueller und wirksamer Zeitprobleme lernte. Sudermann setzte also die große Linie der stets auf die Masse wirkenden Schriftsteller fort; was aber immer zu seiner Ehre ausgesprochen werden soll, ist, daß er sein Talent zur Massenwirkung niemals unlauteren Motiven unterworfen hat.

Sudermann verfolgte in all seinen Romanen und Dramen stets die Idee der Zeitkritik im Sinne einer idealistischen Weltanschauung. Er wollte seiner Gegenwart den Spiegel vorhalten, auf daß sie aus der Selbsterkenntnis lerne. Immer war er Moralist um des Moralischen willen. Niemals um des Unmoralischen willen. Wer ihm derartige Möglichkeiten unterstellte, verstand ihn nicht. Wenn er auch in Nachahmung von Maupassant Geschichten „Im Zwielicht", die ein Bonmot „Im Spülicht" taufte, schrieb, er tat es nie um der Zwanglosigkeit, sondern um der Aufdeckung von Fäulnis willen. Und wenn er auch dem Theatereffekt zuliebe, wie bei dem berühmtberüchtigten Schluß der „Ehre" oft anständige Charaktere bis zur Unmöglichkeit verzerrte, im Grunde seines Herzens hielt er doch an dem Idealismus der Weltanschauung fest. Sudermann war entschieden für die Zeitdramatik, was Wildenbruch, sein Zeitgenosse, der nur wenig älter war, für das Geschichtsdrama war: der Theatraliker des Zeitdramas mit idealistischer Besserungsabsicht. Und genau wie Wildenbruch spielte auch ihm sein leidenschaftliches Temperament, seine Anbetung des Weibes, in dem er immer wieder nur Eva-Lilith-Lulu sah, sein Erotismus den Streich, seinen geraden Willen zur reinen Weltveredlung zu verschleiern, oder zum mindesten verschleiert erscheinen zu lassen. Auch seine Werke atmen darum plötzlich jene seltsame schwüle Glut, die eben nur eine körperliche Erregung, eine Reaktion des Eindrucks ist, nicht aber ein echter Ausdruck von Grund aufgewühlter Glut und Seeleneinheit.

Und hier rühren wir an die Tragik und an das Kennzeichnende von Sudermanns Persönlichkeit und Werk. Der aus Ostpreußen mit starkem Ehrgeiz nach mühevollem Jugendleben und Journalistenaufstieg nach Berlin gekommene Ostdeutsche, der das litauisch-preußische Blut der Mutterfamilie mit dem holländisch-westdeutschen der Vaterfamilie in sich vereinigt, ist in geistiger Hinsicht voll mächtigsten Auftriebs, aber ein Selfmademan; die Familie und die Jugend haben ihm weder geistige noch literarische Kultur übermittelt. Und er kommt nun lebens- und erfolgshungrig in eine Parvenüzeit, in eine Parvenüstadt hinein. Der Materialismus regiert. Die Wirklichkeit herrscht in Leben wie Kunst. Auf den Provinzler macht Berlin, das Berlin von 1887, im Glanze neuen Reichtums und des Kaisertums, der neuen Massenprobleme und des materiellen Genusses, einen bestimmenden Eindruck: der Idealismus der Provinz kreuzt mit dem Materialismus der Großstadt die Klingen. Der Stil dieses Eindrucks war durch den herrschenden Naturalismus gegeben. Also ging das formflinke Talent daran, den materiellen Eindruck nach dem idealistischen Ziel hin zu gestalten — o h n e den materiellen Eindruck in die Tiefe zu verarbeiten. Der Augeneindruck im Bereiche des Gehirns, des Verstandes, der Überzeugung haftete und drang nicht vor in das Reich des Gemütes, der Seele, der Innerlichkeit. Da nun der Erfolg sofort mit der „Ehre" (im November 1889) geboren wurde und von der „Heimat" (1893) an treu blieb, so arbeitete Sudermanns Ehrgeiztemperament in der eingeschlagenen Richtung fort. Nie kam die Einkehr und die Umkehr. Und als die Einsicht erwachte, war es zu spät, kam von der Natur keine Wandlung mehr her, formte das Talent in der nun einmal errungenen Form weiter: das Geistige der

Einsicht konnte nicht mehr der Ausdruck einer Dichtung werden. ...

Dies ist die Tragik von Sudermanns Leben und Schaffen. Sudermann selbst wußte gewiß darum. Daher schrieb sich seine Vergrämtheit und seine Verbitterung. Man soll diese nicht aus äußeren Umständen herleiten, da sie nur Symptom für den inneren Zustand sind. Sudermann hatte erkannt, daß die Zeit des Materialismus und Impressionismus ihm zwar den Erfolg bescherte, aber ihn zugleich verhinderte, ein Dichter zu werden.

Darum ehrten ihn seine Vergrämtheit und Verbitterung. Darum sollen wir ihm auch ruhig die Ehre geben, die seine Persönlichkeit verlangen kann: die Ehre der unbedingten Ehrlichkeit gegenüber Werk und Menschentum mit Hilfe der höchsten Maßstäbe. Diese Ehrlichkeit muß aber aussprechen, daß Sudermanns Werke einschließlich der letzten Romane wie des „Herrn Professors", des autobiographischen „Die Frau des Steffen Tromholdt" und des „Purzelchen" ihrer Zeit genug getan haben, der heutigen Zeit bedeuten sie nur noch das Dokument einer abgeschlossenen, historisch gewordenen Vergangenheit.

Seinen Ehrenplatz in der Literaturgeschichte wird Sudermann erhalten, wie Friedrich Spielhagen, aber in das Pantheon unserer Dichter können wir sein Denkmal nicht stellen.

Berlin Hanns Martin Elster

Sind wir Heloten?

In Nr. 44 vom 2. November v. J. brachte die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung einen Aufsatz von D. Zöllner über den Prager Kongreß. Es ist ein großer Fortschritt, daß der Weltbund in Prag einen Mann wie D. Zöllner, und obendrein als Vertreter des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, in seiner Mitte sah. Und es ist ebenfalls ein Fortschritt, daß die Luthardtsche Kirchenzeitung einen solchen Artikel aufnimmt.

D. Zöllner gedenkt mit freundlichen Worten auch meines Vortrags; aber er vermißt und kritisiert auch einiges daran. Eben diese kritischen Bemerkungen scheinen mir wertvoll, darum möchte ich einen Moment darauf eingehen.

Daß in einem auf 30 Minuten beschränkten Vortrag Selbstbeschränkung vornehmste Pflicht des Redners ist, weiß D. Zöllner so gut wie ich. Aber eben darum wird wichtig, was er an meinen Ausführungen vermißt. Neben meiner Schilderung der relativen Sicherheit und Ruhe, deren sich das ohnmächtige Deutschland inmitten seiner siegreichen Feinde heute erfreut, deren Gründe ich angedeutet habe, vermißt er einen Hinweis auf die von Grund aus verzweifelte Lage unsers Volks. Denn so sieht er doch die Lage an, wenn er uns auf dem Wege zum „Helotenstaat" sieht. Was ihm die Augen dafür öffnet, ist vornehmlich der Dawesplan.

Vielleicht hat es doch Wert, sich den verschiedenen Ausgang der beiderseitigen Betrachtung klarzumachen. Ich gehe, ohne davon zu reden, für mich selbstverständlich, von der Tatsache aus, daß wir ein geschlagenes Volk sind. Für die Anerkennung dieser Tatsache als solcher ist es gleichgültig, aus welchen Ursachen wir nach dem furchtbaren Ringen als die Überwundenen dastanden. Ob man den Krieg als ein Glücksspiel ansieht, als ein Gottesurteil, als eine militärische oder moralische Kraftmessung, ob man den Vorbehalt macht: Im Grunde waren wir unbesiegt, nicht unser Heer ist geschlagen, der Dolchstoß von hinten ist schuld, oder dergleichen — all das ändert nichts an der rechtlichen und geschichtlichen Tatsache, daß dieser Krieg, dieses unerhörte Ringen, damit endete, daß wir die Besiegten waren.

Ich wundre mich, daß in der öffentlichen Erörterung unsrer Geschicke während des letzten Jahrzehnts, in der Würdigung unsrer Politik, Geltung und Wohlfahrt die schlichte Anerkennung und Miteinschätzung dieser Tatsache eine so geringe Rolle spielt. Auch wenn die Kirchen und Kirchenmänner ihr Votum abgeben. Als Christen müssen wir doch allzeit zur Buße bereit sein, d. h. aber doch, daß wir die Dinge und uns so sehen wie sie sind, und keine falschen Ansprüche machen.

Das Los des Besiegten war immer schwer. Und was nun die Kriegslasten anlangt, die wir als Besiegte zu tragen haben, so sind sie nicht größer, als wir sie für den Fall unseres Sieges unsern Feinden zugedacht haben. Wie oft ist während des Krieges unser Volk für die Opfer, die es brachte, damit getröstet worden, daß die Kriegskosten unsre Feinde würden bezahlen müssen, nicht wir! Unsre ganze Kriegsfinanzpolitik ist ja leider auf diese Zuversicht aufgebaut worden.

Behält man die Tatsache fest im Sinn, daß wir den Krieg verloren haben und daß wir selbstverständlich nach allem bisherigen Kriegsrecht die Kosten tragen müssen, so bekommt jede Neuregelung unsers Loses seit dem Versailler Frieden, jede Erleichterung und Befestigung unsers Zustandes, mag er noch so große Lasten in sich schließen, für uns einen positiven Wert. Das gilt vom Dawesplan.

Daß er uns ungeheure Verpflichtungen auferlegt, wie wir sie vielleicht nicht erfüllen können, ist offenbar. Aber da haben sich seitdem weitere Möglichkeiten der Verhandlung und Verständigung aufgetan. Und jene leider nur noch nicht bis zum Rest erfolgte Regelung unsrer Schuldabtragung hat sich doch gegenüber dem vorigen Zustande als ein Fortschritt erwiesen.

Keineswegs aber haben wir in der Zeit seit Aufrichtung des Dawesplans uns weiter zum Helotenvolk entwickelt. Wir waren das nie, sind das nicht und haben dazu Gott Lob wenig Anlage. Und ich glaube, wir dürfen gerade als Christen und Friedensfreunde uns einer solchen Klage nicht schuldig machen.

Heloten hießen im Staate Sparta „diejenigen Unterworfenen, welche mit der politischen Unabhängigkeit zugleich Grundbesitz und persönliche Freiheit verloren und vor den wirklichen gekauften Sklaven nur das voraus hatten, daß sie von den Herren nicht getötet oder außer Landes verkauft werden durften. Sie waren Staatssklaven, den Einzelnen nur zur Nutzung überlassen; jedoch wohnten sie allein. Als Leistung war ihnen auferlegt eine Abgabe von 82 Medimnen Gerste und ein Bestimmtes an Öl und Wein; sie mußten ferner die Herren bedienen und auch Kriegsdienste tun ..." Ungefähr entspricht diese geschichtliche Wirklichkeit dem, was wir uns unter dem Worte „Heloten", wenn wir es heute im Munde führen, vorstellen.

Ich rechte nun nicht um Worte, es geht mir um den Gedanken, um die Vorstellung. Wir sind keine Heloten. Und werden keine.

Am schwersten wiegt für diese Vorstellung, daß unsre Kriegsschuld noch un-befristet und un-bestimmt ist. Desgleichen, daß wir — nachgerade ebenfalls fristlos und bestimmungslos — die Rheinlandbesatzung noch im Lande haben.

Aber andre Tatsachen stehen dem entgegen. Die Geltung als Großmacht, die wir inzwischen fast ohne Mühe, wie selbstverständlich, wiedererlangt haben. Die Unangefochtenheit unsrer Souveränität, d. i. unsrer juristisch-formalen Freiheit. Selbst der Dawesplan unterstreicht diese Lage ausdrücklich, und er bedeutet so selber ein Stück der moralischen Abrüstung, von der ich in Prag geredet habe.

Wichtiger aber ist mir Herrn D. Zöllner gegenüber ein Anderes.

Als christliches Glied meines Volkes, und damit als friedfertiges Glied, habe ich das Interesse, ihm seine Lage nicht schlimmer erscheinen zu lassen, als sie ist. Ich habe

das Interesse, ihm Mut zu machen zu seinem heutigen Zustande, ihm die Zuversicht zu stärken zu der Möglichkeit oder zu den Möglichkeiten, sich aus der in der Tat miserablen Lage des in diesem Monstrekriege besiegten Teils zur vollen Freiheit, Selbständigkeit und Geltung unter den Völkern wieder emporzuarbeiten. Weil diese Möglichkeit und diese Möglichkeiten gegeben sind, von uns nur klug und rechtschaffen ausgenützt werden müssen, darum sind wir keine Heloten.

Unser ganzer „Weltbund" beruht darauf, daß wir keine Heloten sind, ebenso unsre Existenz im Völkerbunde. Unsere Kirche versündigt sich an unserm Volk, wenn sie seine Lage trost- und hoffnungslos schildert. Wo sie das tut, läßt sie dem Hörer bloß den einen Schluß: „Dann kann uns nur eine neuer Krieg helfen!"

Im Frieden leben und für den Frieden können wir nur, wenn wir Selbstvertrauen und Hoffnung haben. Am ersten Advent hörte ich wieder von der Kanzel, unser deutsches Volk sei „ein Spott" worden. Das ist einfach nicht wahr. Solange wir unser selber nicht spotten, ist es nicht aus mit uns. Wir haben es schwer, aber Kräftequellen genug sind da. Dazu gehört unsre Kirche, unser Glaube. Aber dazu gehört auch die Erkenntnis, daß jenseits der Grenze gleichermaßen Kirche, auch Glaube, auch guter Wille ist*). Das sehen, damit Fühlung gewinnen, so sich gegenseitig stärken, das ist moralische Abrüstung — nein, dafür genügt gar nicht das negative Wort, das ist Friedensgesinnung, Friedestiftung.

Marburg Martin Rade

Unterhaltspflegschaften als Aufgabe evangelischer Jugendwohlfahrtsarbeit

Immer umfassender ist in den letzten beiden Jahrzehnten die Arbeit der evangelischen Jugendwohlfahrt geworden. Vom Kleinkinde an, das in Krippen und Kindergärten betreut wird, bis hin zur schulentlassenen Jugend erstreckt sie sich. Sie treibt vorbeugende Erholungsfürsorge und sucht durch besondere Heilpädagogik abwegig gewordene Kinder und Jugendliche zurecht zu bringen und wieder in den Organismus der Gesellschaft einzugliedern. Ihre Bestrebungen dienen der Verbesserung der Lage der unehelich Geborenen, wie der mit körperlichen oder geistigen Gebrechen behafteten Jugend. Sie wendet ihre Aufmerksamkeit der Lehrstellenbeschaffung und Arbeitsvermittlung zu und sorgt für geistige und religiöse Belehrung und Vertiefung. Es scheint kaum eine Jugendnot, kaum eine Gruppe irgendwie hilfsbedürftiger Jugendlicher zu geben, deren sich die evangelische Jugendwohlfahrtsarbeit nicht annimmt. Und doch gibt es eine Klasse hilfsbedürftiger Kinder, deren Los besonders beklagenswert ist, und denen doch bisher weder die evangelische noch die kommunale Wohlfahrtspflege die nötige Hilfe und Betreuung hat zuteil werden lassen: es sind die Kinder aus zerrütteten oder geschiedenen Ehen, deren Vater sich der gesetzlichen Unterhaltspflicht entzieht. Von der Fürsorgearbeit für solche Kinder und den dabei gemachten Erfahrungen soll im Folgenden berichtet werden.

1

Im Frühjahr 1927 trat ein Breslauer Vormundschaftsrichter an die vom Unterzeichneten geleitete Evangelische Zentralstelle in Breslau mit der Anfrage heran, ob die Zentralstelle bereit sei, in größerem Maße als bisher Unterhaltspflegschaften für Kinder aus zerrütteten oder geschiedenen Ehen zu übernehmen, um ihre Unterhaltsansprüche gegen den Vater zu verfolgen und durchzusetzen. Eine nähere Rücksprache mit dem Vormundschaftsrichter, um einen Überblick über die sich für die Evangelische Zentralstelle aus der etwaigen Übernahme dieser Aufgabe ergebende Belastung an Arbeit und Kosten zu gewinnen, zeigte, daß in den verschiedenen Vormundschaftsabteilungen des Breslauer Amtsgerichts alljährlich gegen 300 (evangelische) Unterhaltspflegschaften eingeleitet werden. In etwa zwanzig Prozent dieser Fälle wird im Laufe des schwebenden Ehescheidungsprozesses ein Anwalt oder eine von der Kindesmutter benannte Persönlichkeit als Unterhaltspfleger bestellt (es sind dies in der Hauptsache Fälle aus sogenannten „besseren" Kreisen); weitere etwa vierzig Prozent betreffen nicht-evangelische, katholische, jüdische oder dissidentische Fälle, so daß also mit jährlich 100 bis 150 evangelischen Unterhaltspflegschaften zu rechnen ist.

In eingehender Beratung prüfte der Verwaltungsrat der Evangelischen Zentralstelle die ganze Angelegenheit. Um der hohen seelsorgerlichen Bedeutung willen, die von allen Seiten der Betreuung der Kinder aus zerrütteten oder geschiedenen Ehen, sowie der eheverlassenen Frauen beigemessen wurde, beschloß der Verwaltungsrat einstimmig die Übernahme dieses neuen Arbeitsgebietes. Zu diesem Zwecke mußten von der Kreissynode und dem Parochialverbande der Breslauer Gemeinden die erforderlichen Mittel zur Anstellung einer neuen Fürsorgerin und zur Vermehrung des Büropersonals erbeten werden. Beide Körperschaften haben in dankenswerter und großzügiger Weise die für die auch von ihnen als notwendig erkannte Arbeit erforderlichen Mittel bereitgestellt, so daß zum 1. Juli 1927 mit der Übernahme von Unterhaltspflegschaften in größerem Maße begonnen werden konnte.

Bei der Beratung wurde gefragt, ob denn nicht das Städtische Jugendamt diese Unterhaltspflegschaften übernehmen könnte. Demgegenüber wurde darauf hingewiesen, daß wohl nach § 46 des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes das Städtische Jugendamt auf seinen Antrag zum Unterhaltspfleger bestellt werden könne, daß aber eine gesetzliche Verpflichtung zur Übernahme dieser Arbeit nicht bestehe. Zudem sei das Städtische Jugendamt durch die ihm kraft Gesetzes zufallende Amtsvormundschaft über alle in Breslau geborenen unehelichen Kinder bereits derartig belastet, daß es die Unterhaltspflegschaften nicht übernehmen könne, ohne die ihm gesetzlich obliegenden Aufgaben zu vernachlässigen. Es müsse ohnehin sich schon bemühen, glattgestellte Vormundschaften über uneheliche Kinder baldmöglichst abzugeben, um seine Belastung nicht ins Uferlose anwachsen zu lassen. Es müßten daher für die Unterhaltspflegschaften die freien Organisationen eintreten, da Einzelpersönlichkeiten — von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — bei dieser schwierigen Aufgabe zu versagen pflegen. Und da sei es eine besondere Ehrenpflicht der evangelischen Jugendwohlfahrt, hier an ihrem Teile aus kirchlich-seelsorgerlichen wie volkserzieherischen Gründen tatkräftig mitzuwirken.

2

Seit dem 1. Juli 1927 werden Unterhaltspflegschaften in größerem Maße von der Evangelischen Zentralstelle übernommen. Der äußere Hergang dabei ist folgender:

Das Vormundschaftsgericht fragt unter Übersendung der Akten einzelner Fälle an, ob die Evangelische Zentralstelle bereit ist, die Unterhaltspflegschaft zu übernehmen. Nach Prüfung der Sachlage und zumeist auch nach Hausbesuch der Fürsorgerin lehnen wir die Übernahme der Pflegschaft entweder ab oder erklären unsere Bereitwilligkeit. Sodann bestellt das Vormundschaftsgericht durch schriftliche Verfügung den Unterzeichneten als Vorstand des Evangelischen Jugendamtes (Evangelische Zentralstelle, Abteilung 2) zum Unterhaltspfleger, da die Evangelische Zentralstelle durch Beschluß des Landesjugendamtes gemäß § 47 des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes für geeignet erklärt worden ist, zum Vormund, Pfleger oder

*) Vgl. neuerdings den Aufruf von Victor Marguerite und Genossen in der „Evolution" und die Rede de Jouvenels im französischen Senat. FZ 914 und 963.

Beistand bestellt zu werden. Es folgen dann Verhandlungen mit der Mutter über die Höhe der für die Kinder zu zahlenden Unterhaltssätze, Vorladung des Vaters zur Erlangung einer Zahlungsverpflichtung, nötigenfalls Erhebung der Klage, Wahrnehmung der Gerichtstermine durch die Fürsorgerin, Zwangsvollstreckung, Lohnpfändung usw. Besonderer Wert wird darauf gelegt, durch die zuständigen Bezirkspfarrer für die zu betreuenden Kinder ehrenamtliche Waisenpfleger oder Waisenpflegerinnen nachgewiesen zu bekommen, die die Unterbringung der Kinder zu überwachen, regelmäßig an die Evangelische Zentralstelle zu berichten und im Einverständnis mit ihr die Kindesmutter bei der Erziehung zu beraten und zu unterstützen haben.

3

Ich gebe nunmehr eine kurze Übersicht über die bearbeiteten Fälle, um dann einige Bemerkungen über die innere, seelsorgerliche Seite der Arbeit anzuschließen.

In der Zeit vom 1. Juli 1927 bis 31. März 1928 sind 43 Unterhaltspflegschaften mit insgesamt 80 Kindern übernommen worden. Bei Übernahme der Pflegschaft war die Ehe der Eltern in 25 Fällen geschieden; in zehn dieser Fälle waren beide Teile schuldig, zumeist doppelter Ehebruch; in vierzehn Fällen war der Mann allein schuldig (Ehebruch, Mißhandlung, Trunksucht); in einem Fall die Frau allein schuldig (Ehebruch). Bei zwei Paaren, in denen der Mann wegen Mißhandlung für allein schuldig erklärt worden war, leben die geschiedenen Eheleute immer noch in derselben Wohnung zusammen. Zwei traurige Beispiele zu dem Elendskapitel Wohnungsnot. Daß in diesen beiden Fällen die fürsorgerische Arbeit an den Kindern und für sie vor besonders schweren Aufgaben steht, liegt auf der Hand.

In sechs Fällen schwebte bei Übernahme der Pflegschaft die Scheidung. In drei von diesen Fällen ist unterdessen die Scheidung erfolgt; zweimal wurde der Mann für schuldig erklärt (einmal wegen Mißhandlung, einmal wegen Trunksucht und dadurch bedingter Ehezerrüttung), einmal wurde die Frau wegen Ehebruchs für schuldig erklärt. Zwei Scheidungsprozesse schweben noch; in zweien werden voraussichtlich beide Teile, in einem der Mann wegen Ehezerrüttung für schuldig erklärt werden.

Ohne geschieden zu sein lebten bei Übernahme der Pflegschaften elf Elternpaare voneinander getrennt. In einem Falle ist es seitdem zur Scheidung gekommen, beide Teile schuldig. In sieben weiteren Fällen war es wegen Ehebruch des Mannes zur Trennung gekommen. Zwei dieser Paare haben sich durch unsere Vermittlung wieder versöhnt, so daß wir in dem einen Falle die Pflegschaft schon haben aufheben lassen können. In zwei weiteren Fällen haben beide Elternteile Ursache zur Trennung gegeben; eine Klärung der Verhältnisse ist uns noch nicht gelungen. In einem Falle war die im Hause lebende Schwiegermutter an der Ehezerrüttung schuld; hier ist uns die Wiederaussöhnung gelungen, so daß die Pflegschaft demnächst aufgehoben werden kann.

Wenden wir uns der Unterbringung der Kinder zu, so ergibt sich folgendes Bild: Weit überwiegend halten sich die Kinder bei der Mutter auf, auch in den Fällen, in denen die Frau als allein schuldig geschieden ist oder dem Manne als mitschuldig Geschiedenem die Knaben über sechs Jahr zustehen. Folgende Ausnahmen liegen vor:

a) Unterbringung in anderweitigen Pflegestellen, weil die Mutter auf Arbeit geht, drei Fälle.

b) Heimunterbringung der Kinder, weil beide Eltern bei der Erziehung versagt haben, zwei Fälle. In einem dieser Fälle ist auf unseren Antrag beiden Eltern das Personensorgerecht entzogen und die Unterhaltspflegschaft in eine Pflegschaft zur Fürsorge für die Person des Kindes umgewandelt worden.

c) Unterbringung bei den Großeltern, ein Fall.

d) Die Kinder sind des beschränkten Raumes wegen tagsüber bei der Mutter, nachts beim Vater untergebracht, ein Fall. Dieser Fall ist erzieherisch besonders ungünstig, weil das Kind zwischen Vater und Mutter hin und her gerissen wird und dauernd dem seelenverderbenden elterlichen Zerwürfnis ausgesetzt ist.

e) Adoption des Kindes, weil beide Eltern kein Interesse an ihm hatten, ein Fall, menschlich besonders traurig.

f) Der Vater hat das Kind zu sich genommen, nur zwei Fälle. Einer dieser Väter lebt in Scheidung, der andere ist mitschuldig geschieden.

g) Das Kind wandert zwischen Vater und Mutter hin und her, weil diese bald getrennt, bald zusammen leben, ein Fall. Hier ist es uns schließlich gelungen, das Kind in einer auswärtigen Lehrstelle unterzubringen.

Diese Übersicht zeigt, was sich freilich auch sonst beobachten läßt, daß das naturhafte Verhältnis zum Kinde bei der Mutter viel stärker ist als bei dem Vater, so daß dieser sich viel leichter von dem Kinde trennt, nicht selten auch dort, wo er allein einen rechtlichen Anspruch auf das Kind hat.

Einiges sei über das äußere Ergebnis unserer Arbeit angeführt.

a) Eine Aussöhnung der Eheleute und die Herstellung eines geordneten Familienlebens ist uns gelungen in drei Fällen.

b) Durch freundlich-energische Verhandlung ist es gelungen, freiwillige Zahlungen durch den Vater zu erlangen in vierzehn Fällen. Dies Ergebnis ist vor allem auf die Geschicklichkeit der Fürsorgerin in der Verhandlung mit den Vätern zurückzuführen.

c) Wegen Arbeitslosigkeit der Väter wurde die Zahlung der Kinderzuschläge zur Erwerbslosenversicherung an uns beantragt in fünf Fällen. Zahlungswilligkeit der Väter ist in diesen Fällen naturgemäß nicht einwandfrei festzustellen.

d) Wegen völliger Zahlungsunwilligkeit der Väter waren fortgesetzte Lohnpfändungen erforderlich in fünf Fällen. Diese Fälle machten besonders viel Arbeit und waren auch sonst wenig erfreulich.

e) Zwangsvollstreckung nach erfolgter Verurteilung des Vaters blieb erfolglos in vier Fällen. Die Väter waren „Gelegenheitsarbeiter", Handelsleute oder arbeitsscheue Elemente. In zwei von diesen Fällen ist bereits Unterbringung der Väter im Arbeitshause wegen Nährpflichtverletzung beantragt worden, in den beiden anderen Fällen wird ein dahin gehender Antrag gestellt werden.

f) Wohlfahrtsunterstützung für die Kinder bei unverschuldeter Zahlungsunfähigkeit des Vaters wurde beantragt in elf Fällen.

g) Sechs Prozesse schweben zur Zeit, fünf weitere sind in Aussicht, ein Prozeß ruht augenblicklich, weil der beklagte Vater die Ehelichkeit des Kindes angefochten hat und mit dieser Anfechtung durchkommen wird.

Angespannteste, seelisch recht angreifende Tätigkeit vor allem der Fürsorgerin hat zu diesem im ganzen recht erfreulichen Ergebnis geführt. Die Verhandlungen mit den Vätern in unserem Büro gestalten sich teilweise sehr dramatisch und sind mitunter so laut, daß alles angstvoll nach dem Zimmer der für dieses Arbeitsgebiet zuständigen Fürsorgerin hinüberlauscht. Daß die Verhandlungen aber nie einen beunruhigenden Ausgang genommen haben, und daß auch die „bearbeiteten" Väter schließlich immer einsehen, daß wir nichts Unbilliges von ihnen verlangen, ist ein Verdienst der gleichmäßig ruhig, sachlich, freundlich und entschieden bleibenden Fürsorgerin.

4

Ich verzichte darauf, aus unseren Erfahrungen in den Unterhaltspflegschaften Folgerungen über den Stand des Familienlebens, über die Wertung der Ehe oder über das Verhältnis der Väter und Mütter zu den Kindern

in den unteren Volksschichten zu ziehen, weil das uns vorliegende Material mir dafür noch nicht umfassend genug erscheint. Statt dessen seien einige Züge der innerlichen, der seelsorgerlichen und volkserzieherischen Seite unserer Arbeit hervorgehoben.

Bei Übernahme von Unterhaltspflegschaften machen wir jedesmal die Beobachtung, daß die Kindesmütter äußerst verbittert sind. Seit längerer Zeit haben sie für die Kinder keine oder nur sehr dürftige Unterhaltszahlungen erhalten und sich daher recht kümmerlich durchschlagen müssen. Nicht selten rechnen sie uns dann vor, wie „üppig" oder „verschwenderisch" dagegen der Kindesvater lebt. Er läßt sich nichts abgehen, während sie mit den Kindern darben müssen. Hier setzt nun unsere Arbeit zuerst ein. Wir bemühen uns, den Frauen über ihre Verbitterung hinwegzuhelfen. Wir lassen sie sich aussprechen und einmal Alles vom Herzen reden. Wir sprechen mit den Frauen eingehend über ihre Kinder, um die Freude an diesen in ihnen zu wecken oder lebendig zu erhalten. Unter Umständen helfen wir materiell sofort durch vorschußweise Zahlung von Unterhaltsgeldern aus einem uns zur Verfügung stehenden Fonds. Es ist wohl noch nie eine Frau bei uns gewesen, die nicht hinterher mit leichterem Herzen nach Hause gegangen wäre in dem Gefühl, daß ihr geholfen werden würde. Wie bedeutsam es für die eheverlassenen oder geschiedenen Frauen, aber auch für die Stellung der Kirche im Volksleben ist, daß sie in ihrer Not bei einer kirchlichen Dienststelle menschliches Verständnis, Beratung und tatkräftige Hilfe finden, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Die Verhandlungen mit dem Kindesvater sodann geben ebenfalls den mannigfaltigsten Anlaß zu seelsorgerlicher Einwirkung. Hier haben wir vor allem das Gefühl für die sittliche Verpflichtung den Kindern und auch der Frau gegenüber zu wecken. Auch darauf ist zu achten, daß mancher Mann nach dem, freilich durch seine Schuld, verlorenen familienhaften Zusammenleben mit Frau und Kindern haltlos zu werden und zu sinken droht. Hier durch wirtschaftliche Beratung zu helfen, sehen wir ebenfalls als unsere Aufgabe an. Überhaupt muß dem Manne, der auf seiner Schlafstelle bedeutend teurer als vordem lebt, gezeigt werden, daß er für die Kinder nicht nur gesetzlich sorgen muß, sondern es nach seinen Verhältnissen auch tatsächlich kann, ohne dabei die Existenzmöglichkeit zu verlieren. Es kommt bei diesen Verhandlungen sehr viel darauf an, den Vätern deutlich werden zu lassen, daß man ihnen nicht mit einer starren gesetzlichen Norm entgegentritt und sie vergewaltigt, sondern daß auch auf sie und ihre Verhältnisse Rücksicht genommen wird.

Unsere Hauptfürsorge gilt naturgemäß den Kindern, deren Unterhalt durch die Pflegschaft gesichert werden soll. Wir können uns natürlich nicht damit begnügen, den Vater zur Zahlung aufzufordern, ihn zu verklagen und dann zu pfänden. Wir sehen unsere Aufgabe vielmehr in der fortlaufenden fürsorgerisch-erzieherischen Betreuung der Kinder, in einer Beratung und Unterstützung der Mutter bei der Erziehung, in einer Überwachung der Unterbringung und der Beobachtung der gesamten körperlichen wie geistig-seelischen Entwicklung der Kinder. Eine wesentliche Hilfe dafür sind uns die ehrenamtlichen, durch Vermittlung der Bezirkspfarrer gewonnenen Waisenpfleger und Waisenpflegerinnen, die wir dann ihrerseits wieder zu Besprechungen sammeln. Der Lehrstellenvermittlung wie auch einer etwaigen Unterbringung in Erholungs- und sonstigen Heimen wird besondere Aufmerksamkeit zugewendet, in dringenden Notfällen, in denen andere Hilfe sich nicht schaffen läßt, gewähren wir eine Beihilfe.

Gerade bei den Unterhaltspflegschaften wird uns deutlich, in wie hohem Maße die Kirche auch heute noch eine volkserzieherische Macht sein kann, wenn sie neben das Wort die Tat stellt und den Menschen praktisch hilft, mit den besonderen Schwierigkeiten ihres jeweiligen Lebensstandes fertig zu werden.

In unserer Arbeit bemühen wir uns, entzweite Eheleute zu versöhnen und, wenn irgend möglich, den Familienzusammenhang aufrecht zu erhalten. Wir tun dies, um den Kindern das Elternhaus zu erhalten. Aber wir haben beobachtet, daß die miteinander ausgesöhnten Eheleute noch eine Zeitlang weiter betreut und besucht werden müssen, damit Friede und Eintracht erhalten bleiben. Und wir wissen sehr wohl, daß sich vielfach die getrennt lebenden Eheleute nicht mehr versöhnen und miteinander vereinigen lassen, weil sich zu viel Groll und Haß zwischen sie gelegt hat und auch sonst die inneren Vorbedingungen für die Wiederherstellung des Familienlebens fehlen. Dann raten wir zur Scheidung und suchen sie nach Kräften zu fördern, um klare Verhältnisse zu schaffen und die Kinder dem ständigen Hinundher zu entziehen. Denn für unsere Arbeit ist der Gedanke an die Kinder und ihr Wohl stets der übergeordnete, von dem aus wir Versöhnung oder Scheidung der getrennt lebenden Eheleute erwägen. Und da ergibt sich für uns immer wieder als Forderung des praktischen Lebens und der praktischen fürsorgerischen Arbeit der Wunsch nach einer Reform der rechtlichen Stellung der Kinder aus geschiedenen Ehen unter dem übergeordneten Gesichtspunkte des Wohles der Kinder gegenüber den Elternrechten. Doch darüber vielleicht ein andermal mehr.

Breslau Ulrich Altmann

Bücher und Schriften

Religion und Sittlichkeit der Genesis in ihrem Verhältnis zur alttestamentlichen Religionsgeschichte. Von Lic. Artur Weiser. Heidelberg, Evangelischer Verlag 1928. 78 S. Gr. 8°. Brosch. 2.50 M.

Dadurch, daß die moderne kritische Betrachtungsweise auf alle Spuren primitiver Religion und recht begrenzter Sittlichkeit im Alten Testament achten gelernt, ist die Frage brennend geworden, was es denn heute überhaupt noch zu bieten habe. Weiser betont nun den Unterschied zwischen den allerdings oft sehr primitiven Einzelerzählungen und den viel höheren Anschauungen der großen Quellen und der Genesis als Ganzem. Er fragt weiter, wie es von jenen aus zu diesen gekommen, und findet den Grund vor allem darin, daß Jahwe von Anfang an in der Geschichte erlebt wurde, als sittlicher Gott aber mit der Natur auch die Geschichte überragte. Die Schrift — sie ist entstanden aus einem vor Lehrern und Geistlichen gehaltenen Kursus — berührt ungemein sympathisch durch die Art, wie sie alle Apologetik ablehnt und dafür den wirklichen religiösen Werten des Alten Testaments um so unbefangener und eifriger nachgeht und an dem einen Buch aufzeigt, was für das ganze Alte Testament gilt. Sie weiß auch zu dem schon öfter behandelten Thema nicht bloß Neues, sondern auch Treffendes zu sagen und verdient darum weiteste Verbreitung. Es gibt kaum eine treffendere Antwort, die den heutigen Verächtern des Alten Testaments gegeben werden kann, als Weiser sie hier gibt: „Nicht im Vorhandensein der Reste aus primitiven Religionsstufen, sondern in deren Überwindung liegt das Wesen der alttestamentlichen Religionsentwicklung in der Genesis."

Walter Baumgartner

Die Wunder der Bibel: 1. Die Visionen des Neuen Testaments. 2. Die Weissagungen im Neuen Testament. Die Okkulte Welt Nr. 67/70 und 129). Von Professor Lic. Dr. Hans Rust. Pfullingen, Joh. Baum Verlag, ohne Jahreszahl. 82 und 44 S.

Der Verfasser macht den Versuch, auf Grund der psychologischen Erforschung der okkulten Phänomene die neutestamentlichen Berichte von Visionen und Weissagungen zu verstehen. (In einem anderen Heft, das mir nicht vorgelegen hat, ist das Zungenreden untersucht.) Er beschreibt das psychische Phänomen der Vision und ihre Unterarten; ebenso das Phänomen des „latenten Wissens" und seines Bewußtwerdens in Visionen und Auditionen und ähnlichen Vorgängen. Durch den Rückgang auf das Unbewußte werden diese Erscheinungen verständlich; ein sogenanntes latentes Wissen z. B. beruht auf unbewußten Wahrnehmungen, auf dem latenten Gedächtnis, auf unbewußten emotionalen Quellen usw. Durch ein reiches Material aus alter und neuer Zeit weiß der Verfasser die Darstellung anschaulich zu machen; es sind zum Teil recht interessante Parallelen, die er zu einzelnen neutestamentlichen Berichten anführt. Seine Absicht ist dabei, Kriterien zu gewinnen, um historisch echte Visionen und Weissagungen von solchen zu unterscheiden, die nur Produkte der Phantasie

oder der Kombination sind. Das Kriterium für die Echtheit ist dabei immer die Frage, ob die betreffende Darstellung den psychologischen Bedingungen des Phänomens der Vision oder Weissagung entspricht. Als Inhalt der Taufgeschichte glaubt der Verfasser z. B. eine „Bekehrungsvision" Jesu feststellen zu können. Sind seine Urteile im Einzelnen auch oft nicht überzeugend, so ist das von ihm angewandte Verfahren geeignet, in der Kritik der neutestamentlichen Überlieferung eine Rolle zu spielen und unter formgeschichtlichem Gesichtspunkt verwendet zu werden; denn es lehrt, sachgemäße Berichte jener eigentümlichen psychischen Phänomene von sekundären literarischen Bildungen zu unterscheiden. Es lehrt auch den Prozeß verstehen, in dem aus dem Inhalt visionärer Erlebnisse Darstellungen angeblich geschichtlicher Vorgänge wurden. So ist der Hinweis (1, S. 55) beachtenswert, daß Berichte von Erscheinungen des Auferstandenen später zu Darstellungen von Wundern des geschichtlichen Jesus wurden. Der Gedanke ist ja nicht neu, er erhält aber durch die psychologischen Untersuchungen des Verfassers eine Stütze. Rudolf Bultmann

Jesus aus Galiläa. Eine Betrachtung. Von Franz Spemann. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1926. 2. Aufl. 91 S. 1.60 M.

Ein Christusbild von den bekannten Umrissen der biblizistischen Tradition, mit dem Herzen erfaßt und feinsinnig entworfen, doch nicht überzeugend für den, der die Evangelien anders zu lesen innerlich genötigt ist. Paul Stierle

Altes und Neues in Vorträgen und kleineren Aufsätzen für weitere Kreise. Von Theodor Zahn. Leipzig, Deichert 1927. 218 S. Geb. 8.80 M.

Der umständliche Titel möge nicht abschrecken. Es ist ein Wesenszug des Nestors unter den Neutestamentlern, so gründlich zu sein!

Das zeigt sich auch in den schwerbeladenen Anmerkungen und Fußnoten, in denen er nach Art seiner wissenschaftlichen Kommentare Belege und Begründungen gibt und hier erst so recht den Schatz seines Wissens ausbreitet. Ist das verlockend für „weitere Kreise"? Nun, nicht Jeder wird sich in die Abhandlung über den „Ausbruch des Vesuvs nach seinem Eindruck auf Heiden, Juden und Christen" vertiefen mögen. Manchem wird die Lektüre des mehr als 50 Seiten langen Aufsatzes „Staatsumwälzung und Treueid in biblischer Beleuchtung" trotz viel Beherzigenswertem keinen ungetrübten Genuß bereiten; denn einige ans Politische streifende Bemerkungen mögen aus ihrer Situation — der Aufsatz ist 1919 in der Neuen kirchlichen Zeitschrift erschienen — erklärlich sein: es fragt sich, ob das alles 1927 wieder so gedruckt werden durfte. Vielleicht darf man da anderer Ansicht sein, obwohl der Verfasser im Vorwort versichert, diese Abhandlung könne „an sich eher neu als alt genannt werden" und das mit einem wenig glücklichen Bilde damit begründet, daß sie nach seiner Ansicht „durchaus auf dem Boden des heute noch andauernden politischen Niedergangs unseres Vaterlandes und Volkes fuße". Wenn nach S. 167 weder Jesus noch die Apostel die geringste Anweisung über das Verhalten des Christen bei gewaltsamen Umwälzungen gegeben haben und „in Ermangelung jeder Anleitung ... es der Christenheit überhaupt schwerlich jemals gelingen wird, eine solche Antwort zu finden", dann wird man die Ausführungen S. 168 ff. über die unlauteren Mittel der Reichsregierung, die Abdankung des bayrischen Königs, die Verdienste dieses Herrscherhauses u. a. nicht gerade als notwendigen und unbedingt objektiven Bestandteil einer biblischen Untersuchung empfinden, ganz abgesehen davon, daß man auch in diesen Partien manchem Argument Zahns (z. B. S. 144 f.) seine Zustimmung wird versagen müssen. Doch wird sich Mancher an der anregenden Studie „Bibelwort im Volksmund" freuen, desgleichen an der Ausführung über „Natur und Kunst im Neuen Testament". Und wer die „Federzeichnungen eines deutschen Theologen von einer italienischen Reise usw." liest, wird an den Schilderungen der Situationen, vielleicht an den temperamentvollen Äußerungen über die kirchlichen Verhältnisse seine Freude haben.

Eine Festrede zu von Hofmanns 100. Geburtstag und ein Brief E. M. Arndts an Zahns Mutter (1820) beschließen das Buch.

Erich Fascher

Das letzte Kapitel des Römerbriefes im Lichte der christlichen Archäologie. Von Eugen Roenneke. Leipzig S. 3, Buchhandlung Klein 1927. 21 S. 80 Pfg.

Der Verfasser stellt in dieser Studie alte Katakombeninschriften aus Rom und Umgebung zusammen und zeigt, daß die Namen der in Römer 16 Gegrüßten auch in diesen Inschriften größtenteils nachweisbar sind. Das kann kein strikter Beweis, wohl aber eine Stütze für die Annahme sein, daß dieses Schlußkapitel — entgegen einer weit verbreiteten Ansicht — nicht nach Ephesus, sondern nach Rom gerichtet ist. Wie aber, wenn die neuesten Ausgrabungen in Ephesus ähnliche Ermittlungen gestatteten? Wir halten es mit dem Schlußsatz des Verfassers: „Wem das nicht genug ist, der muß etwaige weitere Forschungsergebnisse abwarten."

Erich Fascher

Die Christengemeinden im 1. und 2. Jahrhundert. Von Paul Glaue. Religionskundliche Quellenbücherei, herausgegeben von Professor W. Oppermann, Meiningen. Leipzig, Quelle und Meyer 1926. 39 S. 60 Pfg.

Eine für Schul- und Unterrichtszwecke sehr brauchbare Zusammenstellung von übersetzten Texten des Neuen Testaments und der apostolischen Väter, welche einen Einblick geben in das religiöse, kultische und sittliche Leben des Einzelchristen wie der Gemeinde. Eine kurze Einführung und eine ziemlich ausführliche Zusammenstellung der Quellen mit zeitlicher Ansetzung sind vorausgeschickt. Erich Fascher

Ein verschwundenes Zisterzienserkloster. Von Carl Seilacher. 19 Abbildungen. Karlsruhe, C. F. Müller 1927. 127 S. 1.80 M.

Am Ende eines lieblichen Schwarzwaldtales südöstlich Karlsruhe liegen heute, von dunklen Bergen ringsum eingeschlossen, die Ruinen des ehemaligen Zisterzienserklosters Herrenalb. Mancher Leser dieser Blätter wird sie schon gesehen haben oder noch sehen wollen und bei ihrem Anblick die Frage nach dem Geschehen innerhalb dieser Mauern, nach den Menschen, die da aus- und eingingen, empfinden. Darauf gibt das treffliche Büchlein des evangelischen Ortsgeistlichen Antwort. Es ist eine Geschichte der Stiftung, des Baues und des Klosters, sorgfältig aus den Quellen gearbeitet, die in angehängten Anmerkungen nachgewiesen sind. Damit ist das Werk ein beachtenswerter Beitrag zur Kulturgeschichte der Klöster geworden. Die Schilderung ist konkret und anschaulich, rekonstruiert nicht nur den ursprünglichen Bau, sondern auch das Leben der Klosterinsassen im Mittelalter, zur Reformationszeit und im Dreißigjährigen Krieg, den Kampf um die Erhaltung der Messe und des Klostergutes, die harte Askese und die zähen Äbte, vor allem den eisernen, zornmütigen, durch wilde Kriegsschicksale ziemlich verrohten Abt Brenneisen. Wer Herrenalb kennt oder besuchen will, muß es lesen, aber auch Andere haben Gewinn davon. Die Anschaulichkeit wird durch die geschmackvollen photographischen Aufnahmen noch erhöht. Georg Wünsch

Bilder und Führergestalten aus dem Täufertum. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts. Von W. Wiswedel. Kassel, J. G. Oncken Verlag 1928. 1. Band. 104 S. 3, geb. 3.50 M.

Die Kirchengeschichtsschreibung hat erst spät begonnen, die religiösen Bewegungen, die innerhalb der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts parallel zur kirchlichen Reformation auftauchen, an den Quellen zu studieren; noch heute ist das Urteil über diese Bewegungen vielfach durch die Berichte ihrer kirchlichen Gegner bestimmt. Auf den Vorarbeiten vor allem Gustav Bosserts fußend, hat es der Verfasser versucht, die Täufer aus ihren eigenen Zeugnissen zu deuten. Er hat im vorliegenden Bande das einschlägige Material für ein landschaftlich begrenztes Gebiet (Kursachsen, Hessen und Franken) zusammengestellt. Eine ganze Reihe bisher unbekannter Archivalien sind dabei verarbeitet. Wiswedels Studie bestätigt, daß das „Täufertum" keine einheitliche Bewegung oder gar eine geschlossene Organisation war, sondern ein Sammelbecken von örtlich ganz verschiedenen religiösen Bestrebungen, die sich einig wissen nur in ihrer Ablehnung der kirchlichen Autorität und in der Proklamierung des Rechts auf freie Bibelauslegung durch jeden Christen. Wiswedel gibt unter Darbietung der Quellen ein sehr anschauliches und ergreifendes Bild von diesen stillen, schlichten Leuten in Mitteldeutschland, die alle Gewalt verwerfen, die sich aber durch keine Drohung abhalten lassen, das Evangelium zu predigen, und die willig auch Verbannung, Gefängnis und Tod dafür leiden. Sehr befremdlich wirkt neben ihnen die Haltung des „milden" Melanchthon, der jede Abweichung von der Lehre der Wittenberger Theologen als Gotteslästerung ansieht und sich das zweifelhafte Verdienst erworben hat, die protestantischen Fürsten zu Ketzerverfolgungen angestachelt zu haben. Nur Philipp von Hessen macht Melanchthons Anregungen gegenüber eine rühmliche Ausnahme.

Die Schrift verdient mit Recht ihren Untertitel. Sie macht die Tragik der deutschen Reformation sichtbar, an deren Folgen wir heute noch leiden: die Reformatoren erkennen, daß eine Reformation eigentlich nur mit Hilfe der Gemeinden möglich ist, sie wenden sich aber an die Fürsten, weil sie keine lebendigen Gemeinden finden, und sie lassen dann mit Hilfe der Fürsten die wirklichen Gemeinden verfolgen und zerstören, weil diese den Reformatoren keine persönliche Gefolgschaft leisten. Otto Piper

Das schweizerische Täufermennonitentum. Ein soziologischer Bericht. Von Dr. Ernst H. Correll. Tübingen, J. C. B. Mohr 1925. 143 S. 6, geb. 8 M.

Ein junger Nationalökonom — jetzt Professor am Goshen College, Goshen (Indiana) — gibt unter diesem Titel eine Untersuchung heraus, der ein Platz in der vordersten Reihe unter den auf dem Gebiete der Täuferforschung erschienenen Schriften gebührt. Es wird hier auf Grund hervorragender Kenntnis aller erreichbaren Quellen und mit klarer Erfassung der mannigfachen, Geschichte und Wesen des Täufertums betreffenden Fragen der Versuch gemacht, die Geschichte der religiösen Gesinnungsgenossenschaft der Täufer — speziell des schweizerischen Täufermennonitentums — in ihren Beziehungen zur Umwelt und den sozialen Gegebenheiten darzustellen. Die einleitenden Kapitel: allgemeine historisch-soziologische Kennzeichnung des Täufertums, Ausbreitung und ökonomisch-sozialer Charakter des Täufermennonitentums bieten eine bei aller Kürze gründliche und umfassende Auseinandersetzung mit den bisherigen Ergebnissen der Täuferforschung unter Hervorhebung aller Motive, die einer unbeschränkten wirtschaftlichen Betätigung der Täufer entgegenstanden. Über die Zeiten der Unterdrückung, Ausweisung und Auswanderung des schweizerischen Täufermennonitentums im 17. und 18. Jahrhundert werden wir dann zu einer

farbenreichen Schilderung des Lebens wie der Eigenart der Täufer-emigranten im Elsaß, in Baden und der Kurpfalz geführt. Hier tritt besonders der allmähliche Übergang von der Verfolgung der Täufer zu ihrer Duldung und schließlich zur völligen bürgerlichen Gleichstellung hervor in seiner Wirkung auf die dem Gewinnstreben abgewandte Haltung des ursprünglichen Täufertums. Von der einer wirtschaftlichen Entwicklung abholden Gesinnung in der Entstehungszeit führt der Weg des Täufermennonitentums bis zur „vorbildlichen Betätigung des ökonomischen Fortschrittes" in den mennonitischen Musterwirtschaften Süd- und Südwestdeutschlands.

Dieses dem Andenken Max Webers und Ernst Troeltschs gewidmete Buch wird künftig für die Kenntnis von Geschichte und Wesen des Täufermennonitentums in jeder Hinsicht unentbehrlich sein, nicht zum wenigsten wegen seiner ausgezeichneten Quellen- und Literaturnachweise. Erich Göttner

Die Religion Michelangelos. Von Hermann Wolfgang Beyer. Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von Karl Holl und Hans Lietzmann Nr. 5. Bonn, A. Marcus und E. Weber 1926. VI u. 159 S. 5.50 M.

Eine theologische Lizentiaten-Arbeit, die zugleich kunst- und kirchengeschichtliches Interesse besitzt, ist hier als letzte Geburtstagsgabe K. Holl gewidmet, aus dessen Schule der Verfasser hervorgegangen ist.

Das Problem ist an dem Punkt aufgenommen, an den die bisherigen Darstellungen, besonders die von H. Thode und M. Spahn, es herangeführt hatten — die Beziehungen Michelangelos zu den religiösen Kräften seiner Zeit zu bestimmen. — Die verschiedenen Eindrücke, die der große Künstler und Mensch empfing (die überkommene kirchliche Frömmigkeit, platonische Mystik, Savonarolas Bußpredigt, reformatorische Gedanken) werden namhaft gemacht und in ihrer Bedeutung für ihn aufgezeigt. Darüber hinaus erschließt sich die eigenständige Frage, um die es Michelangelo geht, die Tragik des Schöpferischen im Menschen, für deren Lösung die edle Vittoria Colonna entscheidende Bedeutung gewinnt. Die Darlegung, wie Michelangelos Kunst sich als Ausdruck seiner religiösen Entwicklung verstehen läßt und so wirklich ein tiefes Verständnis findet, ist fesselnd und lehrreich. Auch in der Deutung der einzelnen Kunstwerke hat der Verfasser über die früheren Erklärer hinaus Neues zu sagen. Hermann Dörries

Die theologische Entwicklung Gasparo Contarinis. Von Lic. Hanns Rückert. Arbeiten zur Kirchengeschichte Nr. 6. Bonn, Marcus und Weber 1926. VII u. 108 S. 4 M.

Gleichfalls seinem Lehrer Holl gewidmet ist die kluge und gründliche Habilitationsschrift von Hanns Rückert. Sie hat das theologische Fortschreiten des Mannes zum Gegenstand, dessen Name die stärkste Annäherung Roms an die Reformation bezeichnet, des Reformkardinals Contarini. Rückert zeigt, mit eingehendem Vergleich der entsprechenden Thomas-Stellen, den ganz thomistischen Charakter von Contarinis älterer Theologie, wobei man nur gelegentlich (z. B. S. 35) zweifeln kann, ob wirklich Thomas überall den Vermittler des augustinischen Gutes abgibt, das man reichlich bei Contarini findet. Schon hier macht Rückert auf reformatorische Einflüsse aufmerksam, die sich dann in seinem zweiten Lebensabschnitt (1535—40) steigern, um in der Regensburger Epoche schließlich ihren größten Umfang anzunehmen (Definition des Glaubensbegriffes, Lehre von der doppelten Gerechtigkeit). Zugeführt sind diese Einflüsse dort durch die evangelische Richtung Italiens, hier durch Gropper, von dem Contarini sich deutlich abhängig zeigt. Rückert schildert eindrucksvoll die Lebendigkeit und Wärme, daneben aber seinen Mangel an systematischer Energie, der es verschuldete, wenn der Kardinal schließlich doch ohne dauernde Wirkungen geblieben ist. Hermann Dörries

Friedrich Ludwig Jahn. Vom Turnvater zum Volkserzieher. Von Paul Piechowski. Gotha, Leopold Klotz 1928. 204 S. Geb. 5 M.

Über ein Jahrhundert ist vergangen, seit Jahn die deutsche Turnerbewegung schuf. Doppelt notwendig erscheint es, daß endlich der Versuch gemacht wird, das Wollen und Streben dieses Volksmannes in seiner ganzen Umfassendheit zu würdigen. Es galt nicht, den mehr oder weniger geistreichen Jahnbiographien eine neue hinzuzufügen, deren Aufgabe es ist, Lob und Preis der Deutschen Turnerschaft zu singen. Viel wichtiger erschien es wohl, gerade in unserer Zeit dieser Turnerschaft, die sogar stark in überkommenen Formen verknöchert oder in Vereinsmeierei ausgeartet ist, ihren Ludwig Jahn vorzuhalten. Als Beispiel für das, was ein rechter Turner — „frisch, fromm, froh, frei" — sein soll, als Beweis dafür, daß sich die Aufgaben dieses Turnwesens nicht erschöpfen in soundsoviel Übungen oder Wettspielen. „Ihr" Jahn. Gewiß, zunächst und vor allem geht er seine Turner an. Aber doch auch mehr. Er geht uns Alle an, nicht als Turnvater, sondern als Volkserzieher, dem das Turnen nur eine von vielen Forderungen war, die er an das deutsche Volk stellte.

Piechowski unternimmt es, uns diesen andern, umfassenderen, volksmäßigeren Jahn darzustellen, ihn zu interpretieren. Der erste Teil seines Buches macht uns mit den Gedankengängen von Jahns „Deutschem Volkstum" vertraut. Der interessantere Teil, zugleich die eigene literarische Leistung Piechowskis, ist die Untersuchung, wie diese Ideen Jahns in der Zeitströmung begründet waren, wieweit die Großen seiner Zeit — Herder, Goethe, Wolf — auf sein Erziehungsideal Einfluß gehabt haben. Ein abschließendes Kapitel endlich bringt eine sachliche Beurteilung, sie deckt die Mängel der allzu einseitig deutsch-völklich eingestellten Pädagogik, die so zu einer glatten Ablehnung des Humanismus kommt, auf, sie zeigt aber anderseits, wie manche Forderungen und Anregungen Jahns erst im Laufe der Zeit erfüllt wurden und viele noch heute der Inangriffnahme harren.

Das Buch ist „unseren deutschen Turnern gewidmet". Mögen sie — aber auch jeder Andere — recht eifrig von ihm Gebrauch machen. Walther Scheunemann

Die Astrologie. Entwicklung, Aufbau und Kritik. Von Prof. Dr. A. Krause. Webers illustrierte Handbücher. Leipzig 1927. 319 S. Geb. 7.50 M.

Krause bietet nicht nur einen guten Überblick über die Geschichte der Astrologie, sondern gibt auch in Form geeigneter Tabellen eine Anleitung zur Aufstellung des eigenen Horoskopes. Besonders wertvoll ist das, was er über die Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrem Verhältnis zur Astrologie und die Methoden dieses Wissenszweiges sagt, womit sich gerade die ernsthaften Astrologen gründlich auseinandersetzen sollten; wir stimmen vollständig mit ihm überein, wenn er sagt, daß die bisherigen Beweise für die Astrologie völlig unzureichend sind und daß das statistische Material in dieser Hinsicht unendlich größer als bisher sein müßte. Wünschenswert wäre allerdings, daß Verfasser auch die neuesten Richtungen der Astrologie erwähnt hätte, die nicht mehr vom altbabylonischen Sternenglauben ausgehen, sondern auf Grund erst in der Neuzeit festgestellter Wahrnehmungen (magnetische Ströme usw.) das Problem zu lösen suchen, so daß man auf dieser Seite zwar keine Schicksalsbestimmung durch die Sterne mehr annimmt, wohl aber eine gewisse Beeinflussung des Menschen, die sich auf dessen Konstitution usw. beziehen soll, oder auf einen kosmischen Rhythmus, der Mensch und Gestirnen gemeinsam sein soll. Hans Hänig

An den Grenzen des Wissens. Von Prof. Dr. O. Hamann. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1927. 113 S. 3.50 M.

Die Schrift des 1925 verstorbenen Verfassers ist insofern wertvoll für den religiös Orientierten, als Hamann seinen Ausführungen die Tatsache zu Grunde legt, daß auch heute noch die Grundlagen der Naturwissenschaft durchaus theoretisch sind, so daß wir keinen Grund haben, irgendwie von einer Lösung des Welt- und Lebensrätsels zu sprechen. Die Wissenschaft gleicht in diesem Sinne, um mit einem Bilde des Verfassers zu reden, durchaus einer sonnenbeschienenen Pyramide, deren Spitze in die Welt des Glaubens hineinragt. Gerade solche Bücher sind für die Gegenwart nötig, um dem in unserer Zeit neuerwachenden religiösen Leben die Wege zu weisen. Vielleicht dürfte wenigstens für die noch lebenden Mitarbeiter dieser Schrift ein Hinweis auf die okkulte Chemie von Besant-Leadbeater am Platze sein, die auch die Beachtung von exakten Naturwissenschaftlern gefunden hat und in der manche der in der Schrift von Hamann angedeuteten Gedankengänge (auf Grund einer transzendentalen Erkenntnistheorie) weiter verfolgt werden. Hans Hänig

Blicke ins Dunkel. Von Dr. R. Remmy. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses 1927. 172 S. 4.20, geb. 5 M.

Das Buch enthält eine recht ansprechende Darlegung derjenigen Gebiete des Okkultismus, die wie Prophetie und Hellsehen zum Religiösen mannigfache Beziehungen haben; erfreulich ist, daß Remmy den hier behandelten Problemen durchaus bejahend gegenübersteht und als Beispiele nicht die bekanntesten auf diesem Gebiete bringt, sondern andere, die nicht weniger beglaubigt als jene sind. Zu dem, was Remmy über Theosophie und Anthroposophie sagt, sei auf Rudolf Steiners Buch „Das Christentum als mystische Tatsache" hingewiesen, wo Steiner dem Christentum durchaus eine weltumgestaltende Bedeutung einräumt. (So ist auch die Gnosis für mich keine religiöse Verfallserscheinung, sondern bedeutet mir das Wiederauftreten des alten Erkenntnisweges, der unter der Einwirkung des magischen Erlebens im Christentum zurückgetreten war.) Was die Angaben Christi von seiner Wiederkunft betrifft, so möchte ich in ihnen eher eine symbolische Andeutung künftigen Geschehens sehen, da das Symbol beim übersinnlichen Erleben eine bedeutende Rolle spielt; auch die Offenbarung des Johannes scheint mir ähnliche Anspielungen auf gewisse Etappen der Menschheitsentwicklung zu enthalten. Hans Hänig

Tust du es auch? Von J. Weyer. Neumünster, G. Ihloff 1927. 32 S. 50 Pfg.

Verfasser bringt in dieser Schrift beherzigenswerte Warnungen gegen die praktische Magie, wie sie sich noch heute im Zusammenhang mit dem Volksglauben findet, geht aber dabei viel zu weit, wenn er z. B. den Heilmagnetismus und manche Arten von Bewußtseinsstörung, bzw. Somnambulismus, auf böse Geister oder gar den Teufel zurückführt; auch das, was er über das Unterbewußtsein sagt, beweist, daß ihm die nötigen Kenntnisse fehlen, um über ein derartiges Gebiet ein objektives Urteil abgeben zu können. Vielleicht tragen manche seiner Ausführungen dazu bei, moderne Theologen zu einer erneuten Beschäftigung mit der Frage der Besessenheit zu veranlassen. Der fratzenhafte Umschlag der Schrift dürfte allerdings wenig dazu geeignet sein, Gebildete zu ihrem Studium anzuregen. Hans Hänig

Die Forderung des Tages. Von Bernhard Dörries. Rudolstadt, Thüringen, Greifenverlag 1926. 213 S. 4, geb. 6 M.

Die vorliegende Schrift des bekannten Theologen Bernhard Dörries möchte ein Wort an die deutsche Jugend sein. Was an Dörries' Schriften immer wieder anzieht und dem Verfasser insbesondere zu dieser Schrift das Recht gibt, ist die bewunderungswürdige Jugendfrische und Lebendigkeit, die aus seinen Schriften spricht. Man mag nun zu dem theologischen Standpunkt des Verfassers stehen wie man will, man wird die gründliche Gedankenarbeit und den heiligen Ernst in der vorliegenden Schrift wie in den früheren anerkennen müssen. Hier spricht ein „liberaler" Theologe, der nicht wie viele Andere seines Standpunktes in blutleeres Moralisieren hineingeraten ist, sondern dem das Gefühl für lebendiges religiöses Leben stets wach geblieben ist. Es ist zu wünschen, daß die Schrift in den Kreisen der Jugend, für die sie in erster Linie bestimmt ist, und darüber hinaus weitgehende Beachtung finde.

Eine Frage allerdings muß zum Schluß gestellt werden und offen bleiben. Ob nämlich der Verfasser die Situation der heutigen Jugend im Unterschiede also von der jugendlichen Situation im allgemeinen erfaßt hat, wird man dem Urteil dieser Jugend überlassen müssen. Gustav Menching

Evangelische Freiheit. Gesammelte Blätter aus dem Meinungskampfe der Gegenwart. Von D. Dr. Paul Jaeger. Zweite vermehrte Auflage von „Bekenntnis und Freiheit". Lahr in Baden, Verlag für Volkskunst und Volksbildung 1926. 156 S. 2.50 M.

Dieses wertvolle Buch gehört in die Hände derer, denen an wahrer evangelischer Freiheit gelegen ist, und natürlich ganz besonders auch derer, die nicht wissen, was evangelische Freiheit ist, und in falsch verstandener Bekenntnistreue der Gefahr innerer Katholisierung, gegen die das Buch kämpft, erlegen sind. Jene Kreise, denen das selbstsichere Richten und Unterscheiden christlicher Brüder in „gläubige" und „ungläubige" zur Gewohnheit geworden ist, würden diese Schrift gewiß mit Gewinn lesen.
Gustav Menching

Das Frömmigkeitsideal unserer Gesangbuchlieder. Ein Beitrag zur notwendigen Gesangbuchreform (dargestellt an den Liedern des Gesangbuches der Provinz Brandenburg). Von Werner Görnandt. Berlin, Verlag Martin Warneck 1926. 79 S. 2 M.

Wir leben in einer Zeit der Reformen. Gottesdienstreform, Agendenreform beanspruchen das Interesse und die Mitarbeit der dazu Berufenen. In den Kreis notwendiger Reformen gehört auch die Gesangbuchreform, die in einer größeren Zahl von Landeskirchen bereits in Angriff genommen und teilweise durchgeführt ist (z. B. Bremen, Frankfurt, Thüringen usw.). Das vorliegende Büchlein ist ein wertvoller wissenschaftlicher Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe. Im ersten Teile wird das Frömmigkeitsideal in den Liedern des Brandenburgischen Gesangbuches dargestellt. Der zweite Teil handelt von den notwendigen Ergänzungen und Korrekturen, die heute nötig sind. In dieser Hinsicht wird die Ausschaltung aller Lieder, die in religiöser und poetischer Beziehung entbehrlich sind, und anderer, deren Ausschaltung im Interesse evangelischer Frömmigkeit selbst notwendig ist, gefordert. Entbehrliche Verse sollen ausgeschieden, anstößige Ausdrücke beseitigt werden. Als Ergänzung wünscht Görnandt Lieder aus der Reformationszeit, aus neuerer und neuester Zeit, Tat- und Arbeitslieder, soziale und ethische Lieder, Gottsucherlieder. Er vergißt die Anbetungslieder. Gustav Menching

Fragen und Aufgaben unseres gottesdienstlichen Lebens. Ein Wort an die evangelischen Gemeinden. Von Richard Gölz. Stuttgart, F. F. Steinkopf. 32 S. 80 Pfg.

Soll die liturgische Bewegung eine Gemeindeangelegenheit in weiterem Maße, als sie es ihrem Ursprung nach schon ist, werden, dann müssen Wege gefunden werden, die es ermöglichen, die Gemeinden über Wert und Wesen des Liturgischen zu unterrichten, die bestehenden Mängel und ihre mögliche Überwindung ihnen zu zeigen und ihre Mitarbeit anzuregen. Das tut in ausgezeichneter Weise die kleine Schrift von Gölz. Der Verfasser geht aus von dem Wesen des evangelischen Gottesdienstes, um dann über einzelne Stücke des Gottesdienstes sich zu äußern. Die Schrift kann Pfarrern und Laien nur auf das Wärmste empfohlen werden.
Gustav Menching

Exerzitien und Exerzitienbewegung. Von Erhard Schlund. Zur religiösen Lage der Gegenwart. Schriftenreihe, herausgegeben von Erhard Schlund und O. F. M. München, Dr. Fr. A. Pfeiffer Verlag 1926. 117 S. 2.70 M.

Die vorliegende Schrift untersucht Idee und Begriff der Exerzitien unter religionsphilosophischen und religionsgeschichtlichen Gesichtspunkten. Daran schließt sich die Darstellung des Aufbaus des Exerzitienbuches des Ignatius von Loyola und eine Kritik der Exerzitien. Mit der Behandlung der Ziele der sogenannten Exerzitienbewegung schließt das Buch. Interessant ist dabei besonders das Bestreben der neuesten Zeit, die Exerzitienbewegung in die ordentliche Seelsorge einzugliedern und darum in der Seelsorge bzw. im Volk zu organisieren im unmittelbaren Anschluß an die Pfarrseelsorge. Gustav Menching

Die Geschichte einer Landarbeitersiedlung. Denkschrift. Herausgegeben im Namen und Auftrag des Christlichen Arbeitervereins für Ditzumerverlaat und Umgebung (Ostfriesland) vom Vorsitzenden Pfarrer Dr. Nordbeck in Plantlünne. Göttingen, Hubert u. Co. 1928. 55 S. 1 M.

Dieser Bericht steht in engem Zusammenhang mit der Schrift „Erlebnisse eines Pfarrers aus 36jähriger Dienstzeit oder Die Aufhebung der Pfarrstelle in Landschaftspolder", die ich im Jahrgang 1927 Nr. 3 Sp. 130 angezeigt habe. Die Bestrebungen des Pfarrers, Landarbeitersiedlungen zu Stande zu bringen, hatten ihm den Haß der Großbauern seiner Gemeinde eingetragen, und die Kirchenbehörde hatte die Pfarrstelle aufgehoben und den Pfarrer versetzt.

Die Denkschrift schildert ruhig, sachlich, soweit wie möglich aktenmäßig und zahlenmäßig die Geschichte dieser Siedlung vom ersten Aufkommen des Planes vor mehr als 20 Jahren bis zum Jahre 1928. Die Wohnverhältnisse der Landarbeiter werden auf Grund statistischer Erhebungen geschildert, die vergeblichen Versuche der Jahre 1907—1910, die hoffnungerweckenden neuen Verhandlungen, die Ende des Jahres 1918 unter dem Landwirtschaftsminister Braun beginnen, die verschiedenen Pläne und Schwierigkeiten, die pachtweise Erwerbung von fiskalischem Land, die Erbauung der ersten Häuser, die Verhandlungen über die verschiedenen Veränderungen in der Festsetzung des Pachtpreises, die Beschwerden des benachbarten Domänenpächters, alles das wird, zumeist unter Abdruck der betreffenden Eingaben und behördlichen Bescheide dargestellt.

Wie in der Schrift „Erlebnisse eines Pfarrers", so ist auch in dieser Denkschrift der Ton äußerlich ganz leidenschaftslos; aber man merkt dahinter eine verhaltene echte große Leidenschaft. Daß diese große Leidenschaft für scheinbar kleine Dinge an vielen Orten entbrenne, davon hängt viel für die Zukunft unseres Volkes ab.
Georg Schümer

Das Gottesjahr. Herausgegeben von Wilhelm Stählin. Kassel, Bärenreiter Verlag 1929. 133 S. 4, geb. 5 M.

Es ist ein weithin verändertes Gottesjahr, das uns vorliegt. Statt des Greifen-Verlages erscheint es im Bärenreiter-Verlag, und nicht eine mehr oder weniger lose zusammengefügte Mitarbeiterschar ist verantwortlich, sondern der ganze Berneuchener Kreis steht dahinter. Damit hat das Jahrbuch seinen Charakter als Kalender völlig verloren und ist in einen großen und weiten Zusammenhang gerückt. Es gehört nunmehr völlig in die große liturgische und kirchliche Bewegung hinein und ist deshalb für Pfarrer und Gemeinde gleichermaßen wichtig geworden. Wilhelm Stählin, Bernhard Ritter, Ludwig Heitmann, Paul Sirkon, Christian Geyer, Wilhelm Thomas u. A. m. haben Beiträge geliefert über Wesen und Form des Gottesdienstes und Gotteshauses: Turm, Glocken, Sonntag, Kreuz, Altar, Fenster, Paramente, Schmuck, Liturgie, Gesang, Musik, Orgel, Lesung, Bekenntnis, Predigt, Schweigen, Gebet, Kollekte, Wochenende, Gemeinde, Betstunde, Heiliges Mahl u. a. m. Das Buch sei Allen, nicht zuletzt aber Pfarrern und Studenten, um seines einführenden und bekennerischen Wertes willen, auf das Wärmste empfohlen.
Hans Schimmelpfeng

Das Jahr des Kirchenmusikers 1929. Herausgegeben von Karl Bötterle. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1929. 200 S. 1.80 M.

Während das „Gottesjahr" sich deutlich vom Kalender zu einem Jahrbuch ausgestaltet, tut der Verlag gut, ihm einen Taschenkalender zur Seite zu stellen. Dieser übernimmt die Wochensprüche aus dem Gottesjahr, nennt ferner zu jedem Sonntag die alten Evangelien und Episteln, und — ein sehr zu begrüßender Vorschlag — zu jedem Sonntag einen Choral, der nach der Stellung des Sonntags im Kirchenjahr ausgewählt ist. Zu diesem neuen Versuch eines Liedes de tempore gibt Richard Gölz in einem kurzgefaßten Nachwort die erwünschte Einführung. In ähnlichen knapp gehaltenen Referaten wird berichtet über die Registrierung einer Dorforgel, über das Schaffen von Heinrich Schütz, über einige Rechtsfragen für die Praxis des Kirchenmusikers, endlich über den Evangelischen Kirchengesangverein für Deutschland. Kirchenmusikalische Tabellen über Ausbildungsstätten, Verbände, Zeitschriften bilden den Schluß.

Die Aufmachung dieses Taschenbuchs ist, vor allem im Kalendarium, sehr zweckmäßig, übersichtlich und geschmackvoll, so daß es sich im Gebrauch zu bewähren verspricht. Wilhelm Wolff

Jahrbuch für Evangelische Volksbildung. Vom Ringen um neue Gemeinschaft. Herausgegeben vom Deutschen Evangelischen Volksbildungsausschuß. München, Chr. Kaiser 1928. 241 S. Geb. 7 M.

Auch dieses Jahrbuch ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Acht Jahre sind seit Gründung des Deutschen Evangelischen Volksbildungsausschusses verstrichen, eine Zeit der Sammlung, Klärung und Neuorientierung. So ist dieser erste bewußte Schritt in die Öffentlichkeit zu begrüßen. Man freut sich der Verantwortlichkeit und zugleich der Einsicht in die Vorläufigkeit des bisher Geleisteten, wovon der Herausgeber Professor Hinderer in seiner Einleitung spricht. Und diese Freude steigert sich bei Lektüre der einzelnen Beiträge. Man ist nicht schnell bei der Hand mit Remeduren und Medizinen, sondern weiß um die Probleme deutscher Volksbildung. Man sucht auch keine gleichförmige und eintönige Einheitsfront, sondern die Mitarbeiter kommen von den verschie-

densten Ecken. Trotzdem ist das Buch wie aus einem Guß, denn es zeigt, wie allerorten um die „Anbahnung neuer Gemeinschaft" gerungen wird.

Im Einzelnen haben mitgearbeitet Hinderer, Friedrich Bartsch, Georg Koch, Karl Memnicke, Bernhard Ritter, Paul Girkon, Rudolf Mirbt, Wilhelm Treblin u. A. m. an Problemen wie Evangelische Volksbildung, Evangelische Begründung der deutschen Volkshochschule, Arbeiterbildung in der modernen Großstadt, Kultus, Kunst und Volkswerdung, Bildende Kunst und Volksbildung, Singbewegung, Laienspiel und Theater.

Man sieht, Herausgeber und Mitarbeiter haben sich nicht gescheut, den Finger auf die eigentlichen Probleme evangelischer Volksbildung zu legen. Und weil man das Ringen um sie und, trotz allem, das Neue verspürt, darum ist die Lektüre dieses Jahrbuches ein Genuß und weckt doch auch zur Verantwortung.

Hans Schimmelpfeng

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart

Jahresübersicht: I. Papst und Kurie

Mit einer Jahresübersicht über die Ereignisse und Strömungen im römischen Katholizismus während des Jahres 1928 sei die regelmäßige Berichterstattung wieder aufgenommen.

Papst Pius XI. hat im vergangenen Jahr drei große Enzykliken erlassen. Nach der Enzyklika Mortalium animos vom 6. Januar (vgl. CW 1928 Nr. 3 und Nr. 6) folgten Miserentissimus Redemptor vom 8. Mai (lat. Oss. Rom. 111; deutsch Eccl. Nr. 21 und Salzb. Kath. Kirchenzeitung Nr. 26 und 27) und Rerum Orientalium vom 8. September (lat. Oss. Rom. 212 Acta Ap. Sedis 20, 277—88; deutsch Eccl. Nr. 39 und Salzb. Kath. Kirchenzeitung Nr. 39 und 40).

Die beiden letzteren hängen bis zu einem gewissen Grade mit der ersteren zusammen. Ganz deutlich ist das natürlich bei der Enzyklika Rerum Orientalium, welche den Schaden gegenüber den orientalischee Kirchen wieder gut machen muß, der durch die gegen die ökumenischen Bestrebungen der außerrömischen Christenheit gerichtete Enzyklika Mortilium animos angerichtet sein könnte. Daß die lateinische Christenheit und daß insbesondere die Päpste des 19. und 20. Jahrhunderts sich für den Orient und dessen Zusammenschluß mit Rom lebhaft interessiert haben, wird zunächst ausführlich dargetan; sodann wird das neue orientalische Institut, dessen Stiftung der Freigebigkeit eines unlängst verstorbenen Prälaten, eines frommen Herrn aus den Vereinigten Staaten und einer Spende aus Spanien zu danken sei, mit seinen Arbeitsmethoden und Zielen beschrieben. Die Zöglinge aus den verschiedenen orientalischen Nationen sollen sich hier überzeugen, wie hoch die wahre, ewige, legitime „Orthodoxie" bei der römischen Kirche in Ehren gehalten werde. Und die ebenfalls aus verschiedenen Nationen und Riten entnommenen Professoren sollen nicht nur die Alumnen über die Theologie der Dissidenten, wie über Geschichte, Liturgie und Archäologie der orientalischen Kirchen belehren, sondern auch zugleich mit der Publikation des Organs „Orientalia Christiania", für die Verbreitung des katholischen Namens und die Herbeiführung der legitimen Einheit unter den Christgläubigen wirken. Ja über die Grenzen der Christenheit hinaus gehen die Forschungen. Besonders erwähnt wird ein Professor für die Islamstudien, „der aus der türkischen Nation hervorgegangen, nach langen Studien zur katholischen Religion sich bekehrte und Priester wurde". Unter den orientalischen Christen sei ein großer Teil der göttlichen Offenbarung gläubig erhalten geblieben, nämlich „die aufrichtige Hingabe an den Herrn Jesum Christum, die einzigartige Liebe und Verehrung zu seiner allerreinsten Mutter und der bei ihnen übliche Empfang der Sakramente". Es sei zu hoffen, daß Christus die seit langem abirrenden Schäflein wieder in den Einen Schafstall unter den Einen Hirten zurückführen werde. Die Bischöfe der Welt werden beschworen, die nötige Zahl von Priestern zu senden, die zu diesem Ziel nötig sind, daß „die Großzahl der bisher getrennten Söhne der Griechen, Slaven, Rumänen und übrigen orientalischen Nationen zur ursprünglichen Gemeinsamkeit der römischen Kirche zurückgekehrt begrüßt werden könne". Das päpstliche Institut für die orientalische Kirche ist dieses Jahr von rund 50 Alumnen besucht worden, die 15 verschiedenen Nationalitäten angehören. Die Professorenschaft stammt aus zehn verschiedenen Nationen (Italien, Deutschland, Frankreich, Österreich, Spanien, Belgien, Holland, Tschechoslowakei, Rußland, Türkei). Die Veröffentlichungen des Instituts, die „Orientalia Christiana" sind bisher in 48 Heften (13 Bänden) erschienen und umfassen Geschichte und Gegenwartskunde des christlichen Orients, zum Teil in sehr bescheidenen Heftchen, zum Teil in schwer wissenschaftlichen Arbeiten. Die Mitarbeiter sind fast ausnahmslos Jesuiten. Der Direktor Bischof d'Herbigny soll, wie man zum Konsistorium des Dezember erwartete, demnächst zum Kardinal befördert werden.

Die Enzyklika Miserentissimus Redemptor gibt ebenfalls eine positive Ergänzung zu den Damnationen des antiökumenischen Rundschreibens Mortalium animos. Daß Christus bei seiner (römisch-katholischen) Kirche allezeit ist, und nicht bei den Anderen, dafür ist ein besonders bewährtes Beweismittel, die neuerliche Herz-Jesu-Verehrung, die auf Grund der eigenen Wünsche des „liebreichsten Jesus" selbst, wie er sie der heiligen Maria Margareta Alacoque (am 16. Juni 1675) geoffenbart hat, eingerichtet wurde. Das Herz-Jesu-Fest, das vom Papst Pius IX. 1856 auf den Freitag nach der Fronleichnamsoktav angeordnet und durch Papst Leo XIII. 1889 zum Doppelfest erster Klasse ohne Oktave erhoben worden war, erhält jetzt den Rang eines Duplex-Festes erster Klasse mit Oktav. Die „Weltweihe", d. h. die feierliche Weihe der ganzen Menschheit an das göttliche Herz Jesu, die „zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Beifall des ganzen christlichen Erdkreises (!)" von Papst Leo XIII. (am 11. Juni 1899) eingeführt wurde, wird gerühmt und die Einrichtung des Christkönigsfestes 1925 (CW 1926 Sp. 92 und 1089) wieder mit dieser Andachtsform in Verbindung gebracht: „Damit haben wir nicht bloß die oberste Herrschaft Christi über alle Geschöpfe, über den Staat und die Familie und über alle einzelnen Geschöpfe klar zum Ausdruck gebracht, sondern auch schon zum Voraus etwas von der Freude jenes überaus glückseligen Tages genossen, wo der ganze Erdkreis in freiem Liebesentschluß sich dem süßen Joche Christi unterworfen wird". Zu der Weihe „muß aber noch etwas Anderes hinzukommen", nämlich „die dem allerheiligsten Herzen Jesu zu leistende Genugtuung und Sühne". Diese Sühnepflicht obliegt dem gesamten Menschengeschlecht. Zwar ist das Sühneopfer Christi, das allein imstande ist, die Frevel der Menschen zu sühnen, schon geleistet und wird in unblutiger Weise auf den Altären ohne Unterlaß erneuert. Mit diesem Opfer hat sich die opfernde und sühnende Hingabe der Priester und anderen Gläubigen zu verbinden. Von der Offenbarung Christi an die Margareta Maria Alacoque wird nun geschlossen, daß Christus sich damals über die vielen und großen Beleidigungen, die ihm von undankbaren Menschen zugefügt werden, beklagt habe. Ja Christus selbst habe damals „Sühnekommunionen" und die „heilige Stunde" von ununterbrochenen Sühnegebeten empfohlen, wie sie dann von der Kirche nicht bloß gebilligt, sondern auch mit reichen Ablässen versehen worden seien. Durch solche Sühneaktionen werde Christus in seinem Leiden heute noch getröstet (Bibelbeweis: Luk. 22, 43 und Ps. 69, 21!!) und sein Sühneleiden in der Kirche fortgesetzt (Beweis: das Wort Augustins [zu Ps. 86] „die Leiden Christi sind erfüllt, aber an seinem Haupte; es erübrigen noch die Leiden Christi an seinem Leibe" und das Wort Jesu an seinen Verfolger Saulus Apostelg. 9, 1). Unter den gegenwärtigen traurigen Verhältnissen der Verfolgung (Mexiko!) und des Abfalls, des Lebens zahlloser Getaufter fern vom Vaterhause, und der Zuchtlosigkeit selbst unter den Gläubigen (z. B. „in der Kleidung der Frauen") ist die Sühne besonders notwendig. So werden nicht nur die bestehenden Einrichtungen, insbesondere die männlichen und weiblichen Ordensgenossenschaften und Andachtsübungen gut geheißen, die sich zur Aufgabe gestellt haben „die Stelle des Engels zu vertreten, der den Heiland im Ölgarten getröstet", sondern es wird auch für die gesamte katholische Christenheit ein Sühnegebet vorgeschrieben, das an dem im Rang erhöhten Herz-Jesu-Fest zur Wiedergutmachung der verletzten Rechte des Königs Christus feierlich zu verrichten ist. Die jungfräuliche Gottesmutter Maria Reparatrix möge diese Veranstaltungen segnen und die Sünder „gerührt durch die Tränen und Seufzer der ganzen Kirche" mögen zur Buße kommen. — So ist also jeder gläubige Katholik, der sich durch die Verdammung der Einigungsbestrebungen der außerrömischen Christenheit betroffen fühlt, angewiesen, an seinem Teil an der Sühne zu Gunsten der sündigen Welt mitzuarbeiten. Schien es, als ob bei der liturgischen Durchgestaltung des Christkönigfestes (CW 1926 Sp. 1089) die benediktinische Frömmigkeits- und Gottesdienstform ein Übergewicht bekommen habe, so hat ganz unzweifelhaft hier die jesuitische Frömmigkeit und Andacht eine parallele Auswirkung in der Gesamtkirche zu erlangen gewußt. Es gab jedenfalls bis zum Erlaß der Enzyklika Miserentissimus Redemptor in der katholischen Kirche zahlreiche Fromme und ganze Frömmigkeitskreise, zu denen wohl auch die von der liturgischen Reform der Benediktiner Ergriffenen gehören dürften, die schon mit der „Weltweihe an das blutige Herz Jesu" nicht viel anzufangen wußten und denen es sehr schwer werden wird, sich mit dieser neuen synergistischen, aus der visionären „Offenbarung" Christi an die Margareta Maria Alacoque erschlossenen Sühnedogmatik zurechtzufinden.

Von den übrigen Kundgebungen des Papstes ist die interessanteste die, daß die kurze Ansprache im Dezemberkonsistorium, das zur allgemeinen Überraschung keine Kardinalsernennungen brachte, ausschließlich mit dem Eucharistischen Weltkongreß in Sidney sich beschäftigte. Schon die Energie, mit der der Papst die Vorbereitung dieses Wagnisses begleitete, den Kongreß in der Hauptstadt des überwiegend akatholischen australischen Kolonialreiches zu veranstalten, die päpstliche Sorge um das Thema „Eucharistie und Maria, Eccl. 33, die Nachrichten, daß der heilige Vater sich über die Kongreßansprachen, die im Radio zu hören waren, täglich Bericht erstatten lasse (Eccl. 37), zeigten, welche zentrale Stellung dieser ursprünglich rein private, in Frankreich entstandene Kongreß im neueren Katholizismus gewonnen hat. Der Kongreß in Sidney (Anfangs September), dessen Monstreveranstaltungen eine Kinderversammlung im Riesenausmaß und eine Schiffsprozession mit dem Allerheiligsten durch den Hafen gewesen sind, war nach dem Urteil des Papstes „ein neuer

herrlicher Triumph des göttlichen Königs", „eine wahre Ernte der reichsten Erträgnisse, an die vielleicht in diesem überraschend großen und so wertvollen Ausmaß Niemand dachte". Unter den zahlreichen Bedankungen des Papstes findet sich auch der Satz: „Wir gedenken endlich auch aller der australischen Bürger, welche, nicht zur katholischen Kirche gehörend, sich nicht nur gastfreundlich und voll Respekt gezeigt haben, sondern auch von wahrer Sympathie und Wohlwollen beseelt waren."

Des Weiteren zeigten die Reden und Briefe des Papstes sein bleibendes Interesse an der Katholischen Aktion, über deren Wesen und Arbeitsweise am 13. November ein apostolisches Schreiben an den Fürstbischof von Breslau als Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz gerichtet wurde (Eccl. 51) und seine bleibende Sorge um die Angelegenheit der Action Française, die zu einer offenen Wunde am Körper der katholischen Kirche Frankreichs ausgewachsen ist. Wir werden auf Beides bei Besprechung des deutschen und französischen Katholizismus zurückkommen.

Dazu sind die orientalischen Fragen im Vordergrund der kurialen Politik.

Eine armenische Bischofskonferenz tagte vom 6. Mai an über zwei Monate in Rom, mit dem Resultat, daß neben dem bisherigen Patriarchatsitz in Beyruth bei Bzunar ein neues Zentrum mit bischöflichem Sitz in Konstantinopel geschaffen wurde. Beide Sitze bleiben vereinigt unter dem Titel „Patriarchat von Zilizien". Ende November waren sämtliche Kirchenfürsten des unierten Ritus aus Polen, der Tschechoslowakei und dem Balkan in Rom, nachdem Anfang November in Lemberg unter dem Vorsitz des Erzbischofs Graf Szeptyckij eine Bischofskonferenz der unierten und katholischen Bischöfe von Polen, der Ukraine und der Nachbargebiete stattgefunden hatte. Es gab dabei, wie früher schon, Klagen über die Nationalisierungsbestrebungen der römisch-katholischen Bischöfe Polens, welche zu Rücktritten Unierter in die Orthodoxie Anlaß geben. Graf Szeptyckij soll zum Patriarchen der griechisch-unierten Kirche und zum Kardinal vorgesehen sein.

Ein nicht aufhörendes Hauptinteresse des Papstes, des Schöpfers und Patrons der Herz-Jesu-Universität in Mailand, konzentriert sich auf die Schaffung und Unterhaltung von katholischen Universitäten. Mit großer Aufmachung wurde am 25. November im Beisein der katholischen Wissenschaftsgrößen aus Österreich, Deutschland und der Schweiz das päpstliche philosophische Institut in Salzburg eröffnet, das der seit drei Jahren bestehenden, von den Benediktinern unterhaltenen theologischen Schule zur Seite tritt. Papst Pius XI. verlieh dem Institut das (nur für innerkirchliche Kreise giltige) Recht der Verleihung der akademischen Grade, und der österreichische Bundeskanzler Prälat Dr. Seipel begrüßte die kommende „deutsche katholische Universität in Salzburg". Der Osservatore Romano (1. 12.) berichtet über eine Rede des Salzburger Erzbischofs Dr. Rieder: „Dieser Tag bedeute die geistige Grundsteinlegung einer vollständigen katholischen Universität für die Länder deutscher Zunge, die noch keine freie katholische Universität besitzen." Der Münchener Erzbischof Dr. Faulhaber hielt die Festpredigt über die Notwendigkeit der orientalischen Studien an der neuen katholisch-philosophischen Fakultät und forderte eine deutsche katholische Volluniversität. (Eccl. 50; val. Schön. Zukunft Nr. 10, vom 2. 12. 1928.) Bis dahin ist der Weg noch weit; es ist den katholischen Kreisen selbst bekannt, daß nicht nur das Geld, sondern auch die Lehrkräfte noch mangeln. Die Mailänder Herz-Jesu-Universität scheint die einzige katholische Hochschule zu sein, die in einiger Blüte steht (abgesehen von der unter ganz anderen Bedingungen bestehenden katholischen Kantonsuniversität in Freiburg in der Schweiz, die eine gleichbleibende Frequenz von etwa 600—650 Studierenden aufweist). In Mailand studieren namentlich auch zahlreiche Ordensschwestern. Die Studentinnen aus 23 Kongregationen sind dort in einem Pensionat für Ordensschwestern untergebracht und hören in dem der Universität auf Wunsch des Papstes eingegliederten „Mutterhaus für das höhere Lehrfach in Castelnuovo Fogliani". Immerhin läßt der Bericht des Oss. Rom. (Nr. 205; vgl. Germ. 591) durchblicken, daß auch in Mailand Schwierigkeiten bestehen. Er appelliert an das Pflichtgefühl der italienischen Katholiken, die fünfzig Jahre um die freie Universität gerungen hätten und jetzt noch Erreichung des Ziels nicht die Hochschule vernachlässigen dürften, welche die christliche Generation von morgen heranbilden soll. Und der Papst betont in seinen Ansprachen, daß die von der Katholischen Aktion getragene Universität die Führer der Katholischen Aktion heranzubilden habe. Direkt aufsehenerregend war vollends die Rektoratsrede des Jesuiten Ginecken von der katholischen Universität Nijmwegen bei deren fünfjährigem Stiftungstag, worin geklagt wurde über den mangelnden Kontakt zwischen dem Senat und dem Kuratorium der die Universität finanzierenden St. Radboudstiftung; auch zwischen den katholischen Politikern, Sozialorganisationen und der katholischen Presse einerseits und der katholischen Universität anderseits sei keine befriedigende Verbindung; ja nicht einmal die Katholikentage und katholischen Studentenverbände stünden der Universität freundlich gegenüber. Anderseits benutzten die Bischöfe Hollands das fünfjährige Stiftungsfest der bisher nur aus drei Fakultäten (Theologie, Philosophie, Rechtswissenschaft) bestehenden Universität, zur Geldsammlung für die Begründung einer medizinischen Fakultät aufzufordern. Die Universität hatte eine Frequenz von etwa 350—400 Studierenden (Eccl. 40 und 43).

Ein weiteres Hauptinteresse des Papstes ist bekanntlich der Frauenemanzipation und, wie bei jeder Gelegenheit hervorbricht, der Frauenkleidung gewidmet. Ein päpstliches Schreiben vom 30. Juli, das an den Internationalen katholischen Frauenbund gerichtet ist, verbietet den katholischen Frauenvereinen und Verbänden irgendwelche Teilnahme an neutralen Frauenvereinigungen und Frauenbünden, in Erinnerung an die sechste zu Rom abgehaltene internationale Ratssitzung der katholischen Frauenbünde, welche gegen jede Form von Interkonfessionalismus und gegen den Beitritt zu neutralen, nicht religiösen oder protestantischen Organisationen Stellung genommen habe. Sodann sind zwei geharnischte Verwahrungen des Papstes vom 3. Mai und 16. November gegen das Frauenwetturnen in Rom gerichtet. Als „Bischof der Bischöfe und der Gläubigen der ganzen Welt" redet der Papst hier in einer verlorenen Sache eine gewaltige Sprache, in der ihm Bischöfe da und dort (z. B. die Oberhirten von Linz und Rottenburg) nachgefolgt sind, ohne mehr als ihr heiliger Vater in Rom zu erreichen. So wenig wie in Rom wird in Linz oder in den gut katholischen Dörfern Oberschwabens das Frauenturnen und das öffentliche Schauturnen von Mädchenriegen sich hintanhalten lassen. Es ist ein veralteter Begriff von Sittlichkeit und Schamhaftigkeit, für den die katholische Kirche sich hier von höchster Stelle aus nutzlos ereifert.

Wie aus einer versunkenen Welt hören wir auch die Entscheidung des heiligen Offiziums (Act. Apost. Sed. 20, Nr. 4), daß der heilige Geist unter keinen Umständen in menschlicher Form dargestellt werden dürfe; nur Gottvater und Gott der Sohn dürfen von den Künstlern in Menschengestalt gebildet werden.

Anderseits ist die Kurie modern genug, nicht nur das Radio (s. oben), sondern auch eine automatische Telefoneinrichtung mit etwa 400 Anschlüssen in ihre Räume einzubauen. Ja auch eine amerikanische Anleihe von 1½ Millionen Dollar wurde unter Garantie des Erzbischofs Gundelein von Chicago aufgenommen, wobei je 50 000 Dollar jährlich 30 Jahre lang aufgebracht werden sollen. Das ganze Finanzmanöver soll dem Umbau der kurialen Gebäulichkeiten im Großen dienen. Man fing damit an, die im Zeitalter des Automobils entbehrlichen Marställe unter Bibliothek und Archiv des Vatikans zu entfernen und diesen beiden berühmtesten Instituten des Vatikans erweiterte Räume zu schaffen. Zugleich ist in Verbindung mit der Foundation Carnegie, deren leitende Persönlichkeiten in Rom vom Papst empfangen wurden, eine Neukatalogisierung der vatikanischen Bibliothek finanziert worden. Ferner wurden die neuen Institute für christliche Archäologie und für orientalische Studien mit neuen Häusern ausgestattet und zusammen mit dem Institut für Bibelwissenschaft der gregorianischen Universität einkorporiert.

Zahlreiche Neubauten im großen Stil werden nötig sein und verwirklicht werden, wenn die mit dem faschistischen Italien vorbereitete Lösung der römischen Frage Wirklichkeit werden soll, die kurz vor Weihnachten der Öffentlichkeit bekannt geworden ist (vgl. Frankf. Z. Nr. 958). Es soll ein Abkommen verabredet sein zwischen italienischer Regierung und Kurie, wonach der Papst Souverän eines Zwergstaats (vom Petersplatz hügelaufwärts bis zur Pincta Sacchetti) werden soll, in den dann die sämtlichen Beamten, Institute und diplomatischen Missionen der Kurie (einschließlich eines eigenen kleinen Bahnhofs) Unterkunft finden sollen. Die niemals abgehobene Dotation von 1870 in kapitalisierter Abfindung von einer Milliarde Lire zusammen mit amerikanischen Anleihen müßte das ganze Projekt ermöglichen. Welche Zukunftsausgestaltungen das für die Kurie und den Katholizismus im Ganzen bedeutet, wenn wir reisende Päpste und deren Teilnahme an den Völkerbundversammlungen mit besonders geschultem Beamtenapparat als uneigennützige arbitri mundi in allen schwebenden Streitfragen der Völker bekommen, läßt sich vorerst kaum ahnungsvoll ausdenken!

Zu den weniger ruhmvollen Erlebnissen der Kurie im vergangenen Sommer gehört deren Teilnahme an der Nordpolkatastrophe des Generals Nobile, dessen Expedition auf der „Cita di Milano" von dem Rektor der Gregorianischen Universität, dem Jesuitenpater Gianfranceschi als Schiffskoplan im päpstlichen Auftrag begleitet wurde. Am 24. Mai, nachmittags 1 Uhr 30, ließ bekanntlich der General das ihm vom Papst mitgegebene Kreuz mit der vom Papste selbst verfaßten Inschrift über dem Pole niederfallen „ad orbis terrae verticem consacrandum" (um den Scheitel der Erde zu heiligen). Wenige Stunden darnach trat das Unglück ein, dessen Ausmaß und Folgen jedermann mit Bangen miterlebt hat. Man wagt nicht auszudenken (hat aber aus den katholischen Vorschußlorbeeren für Nobile Anhaltspunkte), was für ein Mißbrauch mit dem „heiligen Zeichen des Christuskönigs" getrieben worden wäre, wenn das ganze Unternehmen geglückt wäre.

Marburg Heinrich Hermelink

Neukölln

Wie war das möglich?

Lic. Dr. Piechowski, bekannt als Religiös-Sozialer, vornehmlich durch sein Buch „Proletarischer Glaube“ *), wurde zum Pfarrer von Berlin-Britz ernannt, und so stand sein Neuköllner Pfarramt zur Wahl. Der „Bund religiöser Sozialisten“ hatte der Veränderung zugestimmt: „nachdem die Bezirkskommission der Philipp-Melanchthonkirche (Neukölln) mit mehr als Zweidrittelmehrheit den Beschluß gefaßt hatte, daß der Nachfolger von Pfarrer Lic. Dr. Piechowski religiöser Sozialist sein sollte.“ Im Vertrauen auf diese Zusage präsentierte der Bund sechs Männer, die dieser Forderung entsprachen. Die Bezirkskommission empfahl in Konsequenz ihres Beschlusses drei davon als Kandidaten für die Probepredigt. Mit großer Mehrheit stimmten Gemeindekirchenrat und Gemeindevertretung bei. Eine geringe Mehrheit der Gemeindevertretung bewilligte aber auch dem Hilfspfarrer Bartsch von Neukölln und einstimmig dem (sozialistischen) Hilfsgeistlichen Dr. Ziemer noch in letzter Stunde eine Probepredigt. Am 7. November wurde Bartsch in der Sitzung der Gesamtkörperschaften gewählt.

Daß Pfarrer Bartsch niemals Theologie studiert, kein theologisches Examen gemacht, sondern lediglich die Goßnersche Missionsschule besucht hat, ebendarum vom Konsistorium auch nur als Hilfspfarrer angestellt war, vorgerücktes Alters und von schwacher Gesundheit, ist seltsam genug, aber nicht die Ursache unsrer Anteilnahme an dem Fall. Freilich ist dem Bunde nicht zu verdenken, wenn er in einem Flugblatt fragt: „Was wäre wohl geschehen, wenn wir es gewagt hätten, Kandidaten mit solcher völlig unzulänglichen Vorbildung zu präsentieren?“ Aber der eigentliche Anstoß an dieser Pfarrwahl ist, daß sie wider Treu und Glauben geschah, und daß sie, von unbegreiflicher Kurzsichtigkeit getragen, ein Lebensinteresse unsrer Kirche verletzt.

Schon aus dem Obengesagten geht hervor, daß der Anspruch der Religiös-Sozialen auch von solchen Wählern anerkannt und erfüllt wurde, die selber sich keineswegs zu den Religiös-Sozialen zählten. Auch kann von keiner Beeinflussung der Wahl zu Gunsten der bürgerlichen Partei durch behördliche Einflüsse die Rede sein. Es hat einfach die Stimmung und Macht einer bürgerlichen Mehrheit entschieden. Und Hilfspfarrer Bartsch hat sich zu einem Wahlkampfe mißbrauchen lassen, der moralisch unerlaubt war. Wie konnte er sich dazu hergeben?

Der Bund religiöser Sozialisten Neukölln hat mit einem sehr scharfen Flugblatt geantwortet. Es legt den Gemeindemitgliedern eine Erklärung zur Unterschrift vor, die von einer schon am Tage nach der Wahl, am 8. November, abgehaltenen Mitgliederversammlung gebilligt ist, und richtet an sie die Bitte, sich an den unmittelbar bevorstehenden Kirchenwahlen (18. November) nicht zu beteiligen. Die Erklärung lautet:

„Allen Mitgliedern der kirchlichen Körperschaften, die heute wie in den vorausgegangenen Verhandlungen um des moralischen Rechtes willen, das auf unserer Seite ist, für unseren Kandidaten eingetreten sind, sprechen wir hiermit unseren besten Dank aus. Nichtsdestoweniger wird durch den Ausgang der heutigen Pfarrwahl in einem beträchtlichen Teil der Gemeinde der Eindruck geweckt, daß hier mit uns, mit dem Proletariat, ein schändliches Spiel getrieben worden ist. Es ist unsittlich und vom christlichen Standpunkt zu verwerfen, wenn uns auf der einen Seite zu wiederholten Malen durch feierliche Beschlüsse ein Geistlicher unserer Richtung versprochen wird, wir Kandidaten mit hervorragenden sachlichen Qualitäten präsentieren und dann nachher im Endgang unachtet aller feierlichen Zusicherungen ein Gegenkandidat mit gänzlich unzureichender Vorbildung durch die äußere Gewalt der Zahl durchgebracht wird. Eine Kirche, in der solches Unrecht möglich ist, und die durch ihr Tun die Grundlage des Christentums: Wahrheit, Brüderschaft und Demut einfach verleugnet, ist wert, daß sie zu Grunde geht. Um dieses Unrecht zu verhüten, um zu vermeiden, daß von den Neuköllner kirchlichen Körperschaften das moralische Recht einer großen Minderheit, des arbeitenden Volkes, mit Füßen getreten wird, hatten wir uns an die Kirchenbehörde, an das Konsistorium der Mark Brandenburg, an den Generalsuperintendenten Hoendler und an den Kirchensenat gewandt. Unser Ruf ist vergeblich gewesen. Dies ist für uns der beste Beweis dafür, daß die heutige Kirche unchristlich geworden ist und daß die reinen Ideale des Christentums innerhalb der heutigen Kirche keine Heimat mehr haben. Daher bedeutet der Ausgang der heutigen Pfarrwahl den endgültigen Bruch zwischen Kirche und Proletariat. Es gibt keine Volkskirche mehr. Es gibt keine Brücken mehr zwischen Kirche und Proletariat. Jede Mitarbeit an dieser Kirche wäre die Unterstützung des Unrechts und ein Verrat an den reinen Idealen der christlichen Religion. Daher ziehen wir unsere Wahlvorschläge für die Kirchenwahlen am 18. November 1928 zurück, legen unser Amt als Älteste bzw. Gemeindeverordnete nieder und rufen Jeden, dem Christentum nicht Gewalt und Vergewaltigung, sondern Dienst an den Brüdern bedeutet, rufen in Sonderheit das Proletariat auf, mit uns die Kirche zu verlassen.“

Diese Sprache hat der Zorn diktiert, den wir begreifen. Es ist aber auf dem Flugblatt hinzugefügt, daß der Vorstand von derselben Mitgliederversammlung ermächtigt worden sei: „bei den zuständigen Stellen Einspruch gegen die Wahl und den Gewählten zu erheben.“ Es möchten daher noch „weitere Weisungen von unsrer Seite“ abgewartet werden.

Wir an unserm Teil können nicht daran zweifeln, daß „die zuständigen Stellen“ den ganzen Ernst der Lage fühlen werden. Das ist kein gewöhnlicher Wahlstreit. Es handelt sich darum, ob die Kirche Verständnis aufbringt für die Tatsache, daß es ausnahmsweise in Neukölln gelungen ist, einen beträchtlichen und ehrenwerten Teil unsrer Arbeiterschaft in das kirchliche Leben hereinzuziehen. Mag dies das Verdienst eines einzelnen Pfarrers bedeuten, so haben die ihm zugetanen religiössozialen Gemeindeglieder durch ihre Zustimmung zu seinem Weggange nach Britz und durch die Aufstellung ihrer sechs Kandidaten bewiesen, daß es ihnen nicht um die Person zu tun war, sondern um die Sache. Schaut man auf die Gesamtlage unsrer Kirche und begreift man die Tatsache, daß sie das „arbeitende“ Volk so gut wie verloren hat, dann gab es hier keine dringendere Pflicht vom rein kirchlichen Gesichtspunkte aus, als diesen Keim eines besseren Verhältnisses mit aller Liebe und Sorgfalt zu pflegen und auch nur einigermaßen begründeten Ansprüchen der religiössozialen Minderheit brüderlich und selbstverleugnend entgegenzukommen.

Das haben die Bartsch und Genossen verkannt, indem sie eigensinnig nur darauf aus waren, ihrem bürgerlichen Standpunkt zum Siege zu helfen.

Aber auch von oben scheinen doch wenigstens Versäumnisse vorgekommen zu sein. Es war doch die Kandidatur Bartsch, obwohl von der zuständigen Vertretung, der Bezirkskommission, niemals in Erwägung gezogen, von dem Moment an vorhanden, wo die Gesamtkörperschaft von Neukölln mit knapper Mehrheit seine Zulassung zur Probepredigt durchsetzte. Ich übersehe nicht, in welchem Maße eine obere Instanz damals in der Lage war einzugreifen. Aber ein Dokument liegt mir doch vor, aus dem ersichtlich ist, daß eine Gelegenheit dazu gegeben war.

Hoffen wir, daß noch eben eine christliche Lösung des Konflikts gefunden wird, die dem wahren Interesse unsrer Kirche dient.

Marburg Martin Rade

*) Vgl. 1927 Nr. 22. (Erschütternd das Vorwort zu der eben im Erscheinen begriffenen fünften Auflage.) Inzwischen erschien von ihm: „Friedrich Ludwig Jahn“. Im Leopold Klotz Verlag.

Zum Streit um Hasenclevers Komödie

In Nr. 24 Spalte 1204 ist ein Aufsatz darüber erschienen *) und in derselben Nummer Spalte 1205 unter dem gleichen Stichwort berichtet, daß ich mich gegen § 166 des Strafgesetzbuches erklärt hätte. In diesem Zusammenhang kann das kaum anders verstanden werden, als daß ich mich auch gegen die Proteste erklärt hätte, die in jenem Aufsatz unbesehen auf eine Linie mit dem Rufe nach dem Staatsanwalt und einem Machtkampfe gesetzt sind **). Nun ist aber das Gegenteil der Fall. Gerade weil ich, übrigens seit Alters und in Einklang mit den guten Traditionen der Christlichen Welt, unbedingt Gegner des Gotteslästerungsparagraphen bin, halte ich den öffentlichen Einspruch, den öffentlichen, mit Gründen und Gefühlsakzenten gestützten Appell an Recht und Billigkeit, an Gewissen und Brüderlichkeit der Verantwortlichen nicht nur für eine „legitime Möglichkeit“, sondern für die gebotene Pflicht der Kirche des Wortes. Den Inhalt meines von der Frankfurter Zeitung 892 unter weitgehender Billigung abgedruckten Briefes bildete ein solcher Protest unter Betonung des Unterschiedes zwischen diesem Protest und der Anzeige bei der Polizei. Diesen Unterschied hat nun der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 24 nicht erfaßt, sonst hätte er, der die Frankfurter Bewegung von Anfang an beobachtet hat, unmöglich die Verdächtigung niederschreiben können, die evangelische Kirche habe nach dem Staatsanwalt gerufen und einen Machtkampf entfacht. Gerade dies hat die evangelische Kirche hier nicht getan — sie ist doch nicht haftbar zu machen für Anträge der deutschnationalen Stadtverordneten und für Demonstrationen der Nationalsozialisten —, sondern sie hat sich streng auf der Linie eines solchen Zeugnisses und Aufrufes an die öffentliche Meinung und die verantwortlichen Stellen gehalten und hat sich auch durch die unböfliche Behandlung, die sie dabei vom Frankfurter Magistrat empfing, nicht weiter drängen lassen. Und sie hat damit, das ist ganz offenbar, bis auf einen kleinen Kreis radikaler Literaten und Artisten einen großen und echten Achtungserfolg errungen, und auf solche Achtungserfolge soll die Kirche allerdings bei ihrer Arbeit ausgehen.

Es verschlägt nichts, daß sie zunächst freilich ihren Zweck, das Stück vom Spielplan zu entfernen, nicht erreicht hat, denn dieser

*) Der vom Verfasser obigen Artikels gewählte Titel lautete: „Noch einmal Hasenclevers Komödie“. Ich vermute aber, daß dies „Noch einmal“ nicht „Zum letzten Mal“ bedeuten würde, und änderte darum den Titel. R

**) Was und wer ist gegen Mißverständnisse geschützt? Aber der Satz in dieser (notwendigen) Kürze und in diesem Zusammenhang besagt eben doch nur das Richtige und Tatsächliche. Es war in diesem Zusammenhang wichtig, daß ein Mann wie Foerster seine Stellung zu § 166 trotz allem aufrechterhielt. Sehr zu beachten sein Aufsatz in Nr. 8 der „Theologischen Blätter“ v. J.: „Religionsvergehen“. R

äußere Mißerfolg hat nun gerade die tiefste Wurzel des Schadens unserer Kulturpolitik aufgedeckt, an die ich mit meinem Aufsatz in Nr. 11 gerührt habe. Was heißt es denn anders, als die Unmöglichkeit einer städtischen Kulturpolitik aufdecken, wenn Oberbürgermeister und Magistrat jede Verantwortung für die Leitung eines Theaters ablehnen, das doch nur aus Mitteln der städtischen Steuerzahler erhalten wird? Das ist ein starker Beleg für meine dort vertretene These, daß politische Gemeinwesen auf die Dauer nicht geeignet sind, die kulturellen Anliegen der Nation zu verwalten und daß, wie die Kirche, so alle Kulturpflege vom Staate getrennt werden muß.

Im übrigen möchte ich mit dem Artikel in Nr. 24 mich möglichst unverworren halten. Die Leser werden sich ja wohl selbst schon fragen, ob der Gott, den der Verfasser dem Spotte Hasenclevers preisgibt, nicht doch der Gott unserer meisten Gesangbuchlieder und der Gott von Matthäus 6, 25 und 10, 29 ist *).

Erich Foerster

Wöchentliche Chronik

Die Landeskirche Hessen-Kassel und die Theologische Fakultät Marburg laden „die Vertreter der Kirchen und Kirchenkunde, der theologischen Fakultäten, der konfessionellen Verbände und der Arbeitsvereinigungen des Protestantismus" auf 11. bis 13. September nach Marburg im Gedenken an das Marburger Religionsgespräch von 1529. Den Vortrag über das Religionsgespräch hält D. von Schubert, über die gemeinsamen Aufgaben des Protestantismus in der Gegenwart spricht D. Otto.

Die Landeskirchenversammlung Frankfurt a. M. hat ebenso wie die Kasseler der Vereinigung des Kirchenkreises Bockenheim nebst der Gemeinde Fechenheim ab 1. 4. 29 mit der Frankfurter Landeskirche einmütig zugestimmt.

Vierhundertjahrfeier der Protestation in Speyer Pfingsten (20.—21. Mai).

Nächste Tagung des Lausanner Fortsetzungsausschusses vom 27. August an im Engadin.

Der Deutsche Evangelische Kirchenbundesrat wird vom 18. Juni an in Augsburg tagen, vom 26. Juni an der Deutsche Evangelische Kirchentag in Nürnberg zusammentreten.

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß genehmigte den Anschluß der deutschen evangelischen Kirchengemeinden von Daressalam und Sydney und der Synode von Rio Grande do Sul in Brasilien.

Von den 28 deutschen Landeskirchen zählen 7 über eine Million (Altpreußische Union 19,5, Freistaat Sachsen 4,4, Hannover 2,4, Württemberg 1,7, Bayern rechts 1,5, Schleswig-Holstein und Thüringen je 1,4), 6 500 000 bis 1 Million, 10 1 bis 500 000, 5 unter 100 000; die kleinste ist die des Landesteils Birkenfeld mit 43 721 Seelen.

Evangelische Theologiestudenten im Sommersemester 1928 3467 gegen 2610 im Sommersemester 1927; gegen 1911 Indexziffer 127,09, bei den katholischen 104,09.

Von den deutschen Studenten sind 64,12 % evangelisch, 28,82 katholisch, 4,36 % jüdisch bei einem Anteil der Evangelischen an der Gesamtbevölkerung von 63,26, der Katholiken von 32,36 und der Juden von 0,9 %.

Der deutschnationale Vertretertag hat folgende Entschließung zur Konkordatsfrage angenommen: „Die Deutschnationale Volkspartei hat der Frage vertragsmäßiger Vereinbarungen zwischen dem Staat und den christlichen Kirchen ständig ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Gegenwärtig scheint der Abschluß solcher Vereinbarungen für Preußen in greifbare Nähe gerückt zu sein. Die Deutschnationale Volkspartei blickt auf die bereits gepflogenen und noch bevorstehenden Verhandlungen mit ernster Sorge, weil diese Verhandlungen von einer Regierung geführt werden, die sich in ihrer Gesamtpolitik zum Teil auf kirchenfremde und kirchenfeindliche Kräfte stützt. Im Anschluß an frühere Kundgebungen gibt die Partei in Übereinstimmung mit ihrem Evangelischen und ihrem Katholischen Reichsausschuß folgende Erklärung ab: ‚Die Reichsverfassung und die Preußische Verfassung machen neue Festsetzungen über das Verhältnis von Kirche und Staat notwendig. Entsprechend ihrer bisherigen Einstellung hält die Deutschnationale Volkspartei daran fest, daß diese Neuregelungen Landessache sind. Sie macht ihre Zustimmung zu solchen Verträgen von folgenden Bedingungen abhängig: 1. Dem Preußischen Landtag müssen gleichwertige, der Eigenart der beiden Kirchen entsprechende Verträge gleichzeitig und in unlöslicher Verbindung vorgelegt werden. 2. Die nationalen Belange sind unbedingt zu wahren. 3. Ebenso sind die staatlichen Hoheitsrechte aufrecht zu erhalten. Das verfassungsmäßige Recht des Staates auf dem Gebiet der Schule darf nicht angetastet werden. Die Deutschnationale Volkspartei behält sich unter Wahrung dieses Standpunktes das letzte Urteil über die Vereinbarungen bis nach Bekanntgabe des betreffenden Gesetzentwurfes vor. Für das deutsche Volk ist die Aufrechterhaltung des konfessionellen Friedens eine Lebensnotwendigkeit. Diesem Frieden soll auch das Reichsschulgesetz dienen, das die Partei nach wie vor für unerläßlich hält.'"

Der Preußische Kirchensenat hat seine Zustimmung zur Eingabe der Generalsuperintendenten und der Provinzialsynoden von Rheinland und Westfalen aus Anlaß des Wirtschaftskampfes im Ruhrgebiet erklärt und den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß nach Beilegung des Kampfes die verantwortlichen Führer auf beiden Seiten sich mit größtem Ernst für die Schaffung einer haltbaren Vertrauensgrundlage einsetzen werden.

Die fünf Rechtsparteien im preußischen Landtag beantragen reichsgesetzliche und, für Preußen (polizeiliche) Verwaltungsmaßnahmen gegen die Auswüchse im Theaterleben und in der Literatur.

Der Maler George Grosz und sein Verleger Wieland-Herzfelde (Malik-Verlag) wurden vom Charlottenburger Schöffengericht auf Grund von § 166 an Stelle der verwirkten Gefängnisstrafe von zwei Monaten zu 2000 Mark Geldstrafe verurteilt. Anlaß: drei Blätter von 17 Zeichnungen seiner Schwejk-Mappe „Hintergrund", auf denen Geistliche als Kriegsverteidiger dargestellt waren, Christus mit Gasmaske und Militärstiefeln. Kirchlicherseits lag keine Anzeige vor.

Die Gemeindekirchenräte in Ballenstedt haben öffentlich gegen den „Steckbrief" von Max Jungnickel für seinen „Himmelsschneider" protestiert. (Der Herrgott = ein Weißkopf, Langbart mit einem leisen Gesicht. Er sitzt in seinem Arbeitsstübchen mit einem himmelblauen Schlafrock und riesengroßen blauen Schlappen. Auf dem Rücken trägt er eine große goldene Trompete. Eine liebevolle Andacht und geisterdünne Liebe umwickelt ihn. Als Traumbild eines Kindes gedacht.)

Der Reichstagspräsident Löbe hat auf Antrag der Kommunisten während einer Nachtsitzung des Reichstages eine Alkoholsperre über das Reichstagsrestaurant verhängt: „um die Abgeordneten vor Übermüdung zu bewahren."

Das Bezirksamt Wedding in Berlin beabsichtigt eine neuanzulegende Straße „Armenische Straße" zu nennen.

In Eilenburg wurde das seit 100 Jahren unbekannte Grab des Dichters Martin Rinkart wieder aufgefunden.

In Preußen kommen auf 100 Lehrerstellen 8,4 evangelische, 21,3 katholische unbeschäftigte Bewerber, auf 100 Lehrerinnenstellen 20,8 evangelische und 30,7 katholische.

Der Landeskirchentag von Hannover hat in einem Schreiben an die Industrie- und Handelskammer und an die Arbeitgeberverbände der Provinz gebeten, die älteren Angestellten bei Stellenbesetzungen stärker zu berücksichtigen, während jetzt oft das 30. oder 25. Lebensjahr als Höchstgrenze festgesetzt werde.

Das neue Gesangbuch von Hannover reformiert enthält im ersten Teil den Gesamtpsalter in gereimter Form, im zweiten das Deutsche Evangelische Gesangbuch, im dritten in der Landeskirche besonders geschätztes Sondergut.

Die Reformierte Gemeinde Göttingen beging den 175. Jahrestag ihrer Kirche. Die Erneuerung der Kirche ist durch eine Haussammlung gedeckt; außerdem hat die Gemeinde ein Heim auf Spiekeroog für 50 Jugendliche und 30 Erwachsene und eine Waldwiese auf dem Hainberg für die Jugend der Gemeinde gekauft und das reformierte Studienhaus allein übernommen.

Die Landessynode von Schleswig-Holstein beschloß die Anmeldung zu den kirchlichen Wählerlisten fallen zu lassen, nahm das neue Gesangbuch (auch für Hamburg, Lübeck und die beiden Mecklenburg geltend und unter 575 Liedern das Deutsche Evangelische Gesangbuch mit umfassend) an und billigte grundsätzlich die Herausgabe eines plattdeutschen Gesangbuches.

Das Evangelisch-Lutherische Landeskonsistorium von Sachsen hat dem Lehrerverein Verhandlungen über Herausgabe eines Wegweisers zur Aufstellung von Einzellehrplänen für den Religionsunterricht in den sächsischen Volksschulen vorgeschlagen. Der Verein hat abgelehnt, da er grundsätzlich auf dem Standpunkt stehe, Religionsunterricht gehöre nicht zu den Lehr- und Übungsgebieten der Staatsschule, sei vielmehr Angelegenheit der Religionsgesellschaften. Solange er aber auf Grund der Reichsverfassung ordentliches Lehrfach in der Staatsschule sei, bleibe er eine rein staatliche Veranstaltung und unterliege nicht der Normgebung der Kirche.

Für die Wiedereinführung der Kursaal-Glücksspiele in der Schweiz, die durch eine 1920 in die Verfassung aufgenommene Bestimmung verboten waren, sprach sich bei der Volksabstimmung eine kleine Mehrheit aus (286 009 gegen 264 510). Gegen die Initiative hatte sich neben den schweizerischen Kirchenräten und dem schweizerischen Verband für Innere Mission auch der Fortsetzungsausschuß der Stockholmer Weltkonferenz erklärt.

Das Common Prayer Book wird in seiner vom Parlament abgelehnten Form gedruckt und veröffentlicht, jedoch ohne daß damit der Gebrauch im öffentlichen Gottesdienst angeordnet wird.

Die Copec (Christian Order in Politics, Economics and Citizenship, vgl. 1926, 7, 338) wird als besondere Organisation aufhören und in einem neuen Verbande „Christlich-sozialer Rat" aufgehen.

Die führende anglikanische Zeitschrift „The Guardian" tritt für entschädigungslose Räumung des Rheinlandes ein. Die

*) Ich bin mit Foerster der Meinung, daß der von Hasenclever angegriffene Gott durchaus ein größeres Anrecht an Christenherz und Christenkirche besitzt, als der Artikel in Nr. 24 zugeben will. Aber ich verstehe doch auch, wieso der Verfasser jenes Artikels, der das Stück gesehen und den Skandal darum erlebt hat, dazu gekommen ist, von diesem Gott und seinen Verteidigern abzurücken und einen großen Unterschied zu machen. Solange freilich unsereiner das Stück nicht gesehen hat, kann er ein sicheres letztes Urteil nicht haben. R

Regierung unterschätze die Stärke und Einmütigkeit der Stimmung in England hierüber.

Der Erzbischof von Canterbury Dr. Davidson ist bei seinem Übertritt in den Ruhestand geadelt und zum ständigen Mitglied des Oberhauses ernannt worden.

Der Generalkonvent der Evangelischen Gesamtkirche in Ungarn hat die Veranstaltung einer Jubiläumsausgabe von Luthers Kleinem Katechismus beschlossen.

Der frühere Justizminister weltlicher Oberkurator der Reformierten in Debrecen, Julián Nagy regt einen Bund der reformierten Kirchen ungarischer Zunge in Ungarn, Jugoslawien, Rumänien und der Tschechoslowakei an.

Von den ungarischen Mitgliedern des Abgeordnetenhauses sind am 13. Dezember 56 in das jesuitische Manresa-Haus eingekehrt, zu dreitägigen geistlichen Übungen. Ein jeder wohnte während dieser Zeit in einer besonderen Zelle; nicht einmal beim Mittagessen durften sie miteinander sprechen; täglich hörten sie drei jesuitische Predigten. Unter diesen Abgeordneten befand sich der Präsident des Hauses, Tibor Zsitvay, und der gewesene Ministerpräsident Istvan Friedrich. Esti Kurir

Die neue Verfassung der unierten Kirche in Polen sieht ausgedehnte Laienbeteiligung in der Kirche und die geistliche Leitung durch einen Bischof — jetzt Generalsuperintendenten — vor.

Der persönlich abstinente Bischof von Pinsk in Polen hat verboten, bei Visitationsreisen alkoholische Getränke zu genießen.

In Schweden erscheint als erste christliche Tageszeitung das „Westschwedische Tageblatt".

Die Brüdergemeine hat aus geldlichen Gründen nach Kopenhagen und Gotenburg nun auch ihre Arbeit in Drontheim aufgegeben und ihr dortiges Besitztum der Inneren Mission übertragen, aber ihre Arbeit in Stockholm verstärkt.

Die Leitung der Moskauer staatlichen Geschäfte hat angeordnet, allen Weihnachtsschmuck (Tannenzweige) aus den Schaufenstern zu entfernen, da eine Reklame, die auf ein religiöses Fest hinweist, für die staatlichen Geschäfte völlig unzulässig sei. Christbäume dürfen nicht gefällt werden. Die Theater spielen am Weihnachtsabend (früher nicht); Gewerkschaften organisieren ihren Besuch. Am heiligen Abend und an den Feiertagen sollen sämtliche Fabriken und Industrien arbeiten.

Die Sowjet-Regierung hat in der seit 350 Jahren evangelischen Michaeliskirche in Moskau eine Kriegsindustrie eingerichtet. FVK

Die Fundamentalisten haben beschlossen, in allen (20) Staaten der Union, die eine Gesetzesinitiative haben, Gesetze einzubringen, nach denen es in allen Schulen, die Universitäten einbegriffen, verboten ist, die Deszendenztheorie zu vertreten. Ein solches Gesetz ist in Arkansas bereits angenommen worden. Neue Wege 11

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten Hoover ist Quäker.

Die amerikanischen Sendestationen haben die Sonntagnachmittagsstunden von 2—6 Uhr dem Kirchenbundesrat für religiöse Zwecke zur Verfügung gestellt. Der Präsident des Kirchenbundesrats Dr. Cadman ist offiziell zum nationalen Radio-Pastor ernannt worden.

Die angelsächsischen Missionen in China, deren Missionare zu 55% in ihren Stationen eingetroffen sind, haben den chinesischen Gemeinden das Missionswerk entweder voll übertragen, so American Board, Kongregationalisten, Baptisten und United Church of Canada, oder gemeinsame Verwaltung durch einen Rat, Komitee oder Synodalausschuß vereinbart, so Methodisten, Reformierte, United Brethren, YMCA, Wesleyanische Methodisten, Londoner Missionsgesellschaft und Presbyterioner. Die beiden letzteren haben Missionsräte und daneben chinesische Kirchenräte organisiert, welche gemeinsam tagen. Diese gemischten oder nebengeordneten Kommissionen sind die Verwaltungsbehörden der gemeinsamen Besitzungen und des Personals. ZMR 12

Die Hermannsburger Deutsch-Evangelisch-Lutherische Synode in Südafrika wuchs in den letzten fünf Jahren um fünf Gemeinden und sechs Kirchen und baut jetzt drei neue Kirchen, eine in Hermannsburg nur für die Schwarzen, um diese von den Weißen zu trennen.

Madrid hatte in der letzten Saison 33 Stiergefechte, Barcelona 26, Valencia 16 usw., 28 Orte 2, 58 eins. Zusammen Spanien 310, Südfrankreich 30, Portugal 6. Sogenannte Capeas, dörfliche Stierschindereien, durch Dekret vom 14. 6. verboten, hat es außerdem in Spanien zu Dutzenden gegeben. FZ 930

Dem Heiligen Stuhl soll in einem, wenn auch kleinem Territorium die volle Souveränität zuerkannt werden, so daß der Papst in diesem Territorium sich frei entfalten könnte.

An Stelle der abgelehnten Artikel 70 und 71 des französischen Finanzgesetzes sind 11 neue getreten, in denen 10 Missionskongregationen unter Kontrolle und auf Widerruf die Erlaubnis zur Unterhaltung von Niederlassungen und zur Verwaltung von Gütern erteilt wird.

In Würzburg wurde ein katholisches missionsärztliches Institut eingeweiht.

Die orthodox-autokephale Kirche der Ukraine. Von Dr. theol. et phil. Hans Koch. Ein beachtenswerter Artikel im Heft 12 des dritten Jahrgangs (September 1928) der Zeitschrift „Ost-Europa". Ost-Europa-Verlag W 35.

Die Vereine junger muhammedanischer Männer hielten Ende November in Nablus (Samaria) ihre erste Jahreskonferenz ab. Sie wollen den Freitag und die übrigen islamitischen Feiertage pflegen, das Analphabetentum bekämpfen, Bibliotheken, Lesesäle, Abendkurse usw. FZ 969

Die Internationale Religionspsychologische Gesellschaft hat ein Preisausschreiben erlassen über das Thema: „Die psychischen Gründe der Verwerfung des persönlichen Gottes." Preisrichterkollegium: Beth-Wien, Stählin-Münster, Wobbermin-Göttingen. Preis 500 Mark. Siehe Heft 3 der „Zeitschrift für Religionspsychologie" (Bertelsmann, Gütersloh). — Preisausschreiben der Theologischen Fakultät der Universität Amsterdam: „Der Gottesbegriff in Karl Beth's ‚Religion und Magie'."

„Die Wartburg" Deutsche evangelische Wochenschrift — im Sinne des Evangelischen Bundes — wird mit ihrem neuen 28. Jahrgang in andrer erweiterter Form erscheinen. Bezug ausschließlich durch die Reichsgeschäftsstelle des EB, Berlin W 10; vierteljährlich 1.50 M. Leiter: Bundesdirektor D. Fahrenhorst und der bisherige, D. Friedrich Hochstetter in Berlin-Niederschönhausen (Nordend).

Orient-Mission. Pfarrer Lic. Dr. Paul Schütz, Schwabendorf, hat das Direktorat der Deutschen Orient-Mission (Lepsius) und die Schriftleitung des „Orient" niedergelegt. Superintendent Fleischmann in Wusterhausen wurde Leiter des Werks und Vorsitzer des Kuratoriums (an Stelle des Professors Dr. Bernhard Lepsius), Professor Dr. Weckesser-Karlsruhe sein Stellvertreter.

Von Personen. Berufen: Professor D. Wilhelm Lütgert in Halle nach Berlin als Nachfolger von Reinhold Seeberg, Professor D. Walther Köhler in Zürich nach Heidelberg als Nachfolger von v. Schubert, Professor D. Auguste Gampert in Lausanne nach Genf, Superintendent Hildt in Wongrowitz zum Direktor des Evangelischen Predigerseminars und der theologischen Schule in Posen. Habilitiert: Pfarrer Lic. E. O. Straßer in Bern. Angenommen: Professor D. Gustav Hölscher in Marburg das a. t. Ordinariat in Bonn, Pfarrer Dr. Bernhard Ritter in Marburg das Studentenseelsorgamt in Frankfurt a. M. Gewählt: D. Karl Veidt, Direktor des Predigerseminars in Herborn, zum Pfarrer in Frankfurt a. M. Gestorben: der ehemalige Feldpropst D. Wölfing, der frühere Präsident des Oberkirchenrats in Baden D. Uibel, der Begründer des Bundes Deutsche Kirche Studienrat Dr. F. K. Niedlich in Berlin, der Kirchenrechtslehrer Professor D. Emil Sehling in Erlangen, Professor D. Siegfried Goebel in Bonn, Professor Kolmodin in Upsala. E St

Verschiedenes

Zu unserm Neujahrs-Morgenlied

Das „Melodienbuch zum Deutschen Evangelischen Gesangbuch" (1927) hat diese Melodie zu unserm Lied aufgenommen und den Gemeinden empfohlen. Wer einmal die Vulpiussche Weise zu dem schlichten, frommen Morgenlied des Joachimsthaler Kantors in sich aufgenommen hat, der wird es nicht mehr nach einer fremden Melodie singen mögen.

Die Wiedergabe des Satzes erfolgt nach den Vorschlägen von Tucher, Schatz des evangelischen Kirchengesanges 1848. Die Vorzeichen innerhalb des Satzes gelten nach altem Brauch nur für die zugehörige Note. Wilhelm Wolff

Kleine Mitteilungen

Zu Sp. 32 Z. 27 v. u.: „glattgestellte" d. h. Vormundschaften, bei denen die Frage der Alimentation und der Erziehung der Kinder keine Schwierigkeiten mehr bereitet. D H

Versammlungskalender

7.—12. Januar Apologetische Zentrale, Lehrgang für Pastoren, Pfarramt und neue Apologetik, Johannesstift Spandau
16.—22. Januar Evangelisch-soziale Schule: Berufserziehung, Johannesstift Spandau
20.—21. Mai Vierhundertjahrfeier der Protestation Speier
26.— ? Juni Deutscher Evangelischer Kirchentag Nürnberg
11.—13. September Marburger Religionsgespräch Marburg
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Mag. Theol. Hans Schimmelpfeng, Ph. D., Marburg

Protestantenblatt, Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke

Inhalt Nr. 51: Der Gottessohn (Klinge). Evelyn Underhills „Mystik" (Gastrow). „Die Brücke zur Gegenwart" (Witte). Das Leid in der Weltordnung (Nielsen). Altes und Neues (Marianne Wolff). Von gestern und heute (Zur liturgischen Bewegung, Zusammenschluß der Landeskirchen, Das Strafgesetzbuch und die Gotteslästerung). Büchertisch.

Inhalt Nr. 52: Wirklich Weihnacht (A. Fischer). Germanisches Natur-Erleben (Köpchen und Schubring). Im Schweigen der Welt (Bockemühl). Weihnachtlich (Lipp). Weihnachtsfreude und Weihnachtsgüte (Schröer). Von gestern und heute (Protestantenverein, Kirchenbau). Büchertisch.

Das Problem des religiösen Individualismus

Vor kurzem erschien in der
Bücherei der Christlichen Welt

Heinrich Hoffmann

Religiöser Individualismus und religiöse Gemeinschaft im Christentum

Preis zwei Mark

Bezeugt, daß wirkliche Kirchengeschichte in die Gegenwart hineinsieht, ihre Nöte erkennt, durchdenkt, durchleidet. Darum ist zuerst die Rede vom Problem, das gleich in aller Tiefe angefaßt wird: duldet Offenbarungsreligion einen religiösen Individualismus? Freilich kann nicht eine fertige Lösung geboten, aber das Ringen um eine organische Einheit aufgezeigt werden. Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz

Gibt in klarer, sachlicher, gerecht abwägender Weise zuerst einen Überblick über den „Individualismus in der Geschichte des Christentums", sodann über die „Religiöse Gemeinschaft in der Geschichte des Christentums". Dann erst legt er dar, wie es sich bei dem religiösen Individualismus für uns Protestanten um ein unveräußerliches Recht und hinsichtlich der religiösen Gemeinschaft um eine unausweichbare Pflicht handelt. Sächs. evang. soz. Blätter

Wer seine gründliche, vorsichtig nach allen Seiten hin abwägende Betrachtungsweise und wissenschaftliche Methode kennt, wird nicht erstaunt sein, das Problem des religiösen Individualismus auf dem knappen Raum einer vierzigseitigen Broschüre so interessant behandelt zu finden. Das Lesen dieser Schrift lohnt sich schon durch die vielen Hinweise und Zitate und geistesgeschichtlichen Beziehungen, die aufgedeckt werden, aber besonders durch die sichere Führung zum eigenen Erfassen und Urteilen in einer Sache, wo Schlagworte blenden und verwirren. Schweiz. Reformblätter

Leopold Klotz Verlag / Gotha

SOEBEN ERSCHIEN

Der Sinn der Bergpredigt

Ein Beitrag zum Problem der richtigen Exegese

Von D. Dr. HANS WINDISCH
Professor a. d. Univ. Leiden

184 Seiten. 8°

Untersuchungen zum Neuen Testament, herausgegeben von H. Windisch, Leiden, Heft 16

Die Frage nach dem Sinn der Bergpredigt ist durch verschiedene Arbeiten der neueren Zeit über das Evangelium und die Lehre Jesu — von Dibelius, Bultmann, Stange, Kittel u. a. — aktuell geworden. Es ist vor allem das Problem, ob und wie weit die Gebote Jesu eschatologisch begründet sind, ferner, ob die Imperative richtige Imperative, ob sie als ausführbare Gebote gedacht sind, endlich wie das Verhältnis der Bergpredigt zum Judentum und das zur Christologie ist. Im Gegensatz zu den meisten Erklärern der neueren Zeit kommt W. zu dem Ergebnis, daß die Imperative der Bergpredigt als richtige, ausführbare Gebote gedacht sind, und daß die bekannten Unterscheidungen zwischen Gesinnung und Tat, zwischen Ethos und Moral usw. durchaus Einmischungen aus idealistischer Philosophie oder Theologie darstellen. Nach W. ist die Bergrede in ihrem Wesen einerseits Gehorsams-, (eschatologische) Bedingungs- und Gerichtsethik, andererseits das Programm des von Gott bestellten Weltrichters, der in ihr den Willen seines Vaters und die Normen des Gerichtes proklamiert.

Preis RM 9.60; geb. RM 12.—

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'schen BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

CHB MDCCCXIII

NEUERSCHEINUNGEN

Mikkjel Fönhus
Die Wildnis braust

Aus dem Norwegischen übersetzt von J. Sandmeier und S. Angermann

260 Seiten 8°. Geheftet M 5.25, in Ganzleinen M 7.—

Inhalt: Die Wildnis braust — Es schreit aus der Kvervillschlucht — Die Sage von der Elchseealm

„Tiergeschichten von besonderem Reiz. Darum, weil einmal nicht der immer recht problematische Versuch unternommen worden ist, das Tier zu ‚vermenschlichen', d. h. seine Triebe mit dem Maßstabe menschlicher Vernunftgründe erklären zu wollen, dann aber auch, weil über die Betrachtung des Tieres hinaus die Natur des norwegischen Urwaldes mit erstaunlicher Anschaulichkeit und mit hinreißender dichterischer Gestaltungskraft geschildert wird. Forscher und Dichter zugleich ist der Verfasser dieser drei Geschichten, in deren Mittelpunkt die Tiere der nordischen Wildnis in ihrem erbarmungslosen Kampf ums Dasein stehen. Ein fesselndes Buch von hohem naturwissenschaftlichen wie literarischen Wert."

Preußische Zeitung

A. M. Frey
Missetaten

18 EREIGNISSE

225 Seiten 8°. Geheftet M 5.20, in Ganzleinen M 7.—

Inhalt: Der Maikäfer. Der Steckbrief. Zwei Verurteilte. Der Neugierige. Der ungeklärte Fall. Das Gastgeschenk. Ein Abschluß. Der Fang. Verwirrung. Tote Firma. Die Blinde. Die Komik. Der Mörder. Der Gartenwächter. Entführung. Gang zum König. Der Paß. Die Hinrichtung.

„A. M. Frey, das ist der Mann, der die besten Einfälle aller Deutschschreibenden hat, der in einem Band achtzehn glänzende Fabeln in Kurzgeschichten sammelt, woraus andere ebenso viele große Romane machen würden. Geist, das ist das Kennzeichen von A. M Frey, sein Siegel, sein Wappen, das Zeichen, unter dem er auch noch die der ‚Unterhaltungslektüre' Abgeneigten besiegt: der Geist! Ueber alle Handlung, Spannung, Routine hinaus ist noch etwas da, die Ueberlegenheit des Hirnes, die lächelnde Einsicht in den Un-Sinn alles Sinnes, ein Tiefblick, der lachend auf die Oberfläche zurückkehrt."

Kurt Münzer in der Neuen Freien Presse

VERLAG C. H. BECK
MÜNCHEN

Erneuerung der Seelsorge

„Viele von uns sind schon seit langem davon überzeugt, daß die Zukunft unserer evangelischen Landeskirchen in starkem Maße davon abhängen wird, ob es gelingt, die heute so arg darniederliegende Seelsorge neu zu beleben. Man geht schwerlich fehl in der Annahme, daß das Verständnis für diese Aufgabe nicht nur bei unseren Gemeindegliedern, sondern auch bei unserer Pfarrerschaft weithin geschwunden ist."

Mit diesen Worten eröffnet D. Erich Stange im Januar-Heft der „Pastoralblätter" (Verlag C. L. Ungelenk-Dresden 24) eine längere Aufsatzreihe, in der unter Mitwirkung namhafter Männer der kirchlichen Praxis die Frage einer Erneuerung der Seelsorge von den verschiedensten Seiten, „sei es unter Spezialisierung auf einzelne Stände oder Altersgruppen, sei es auch im Blick auf besondere Formen und neue Wege", behandelt werden soll. — Das gleiche Heft bringt auch den ersten Teil einer längeren Arbeit über das Pfarramt im Industriedorf, der die unlängst begonnene Aussprache der „Pastoralblätter" über das dörfliche Pfarramt fortsetzt. Unter den homiletischen Beiträgen des Heftes verdient eine Predigt von Generalsuperintendent D. Zänker-Breslau hervorgehoben zu werden.

Die **3. Pfarrstelle**
der Gemeinde West-Barmbeck (Arbeitervorstadt)
in Hamburg
an der neuerbauten Bugenhagenkirche ist zu besetzen.
Meldungen bis 31. Januar 1929 an den Kirchenvorstand, Hamburg 22, Schleidenplatz 13. Bewerber nicht über 35 Jahre.
Auskunft erteilt Pastor Manshardt, Hamburg 22, Schleidenplatz 13.

Evangelischer Diakonieverein E. V.
Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 5
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)
Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.
Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Staatl. anerkannte Wohlfahrtsschule
des Ev. Johannesstiftes, Berlin-Spandau, für Männer
Zweijähriger geschlossener Lehrgang, neuer Semesterbeginn Ostern 1929.
Vorbildung: Obersekundareife, oder Mittelschulreife, oder schulwissenschaftliche Vorprüfung ohne Fremdsprache. Abgeschlossene Berufsausbildung. Aufnahmealter: Vollendetes 20. Lebensjahr. Ziel: Ausbildung für den Dienst als Fürsorger, Jugendpfleger, Erzieher, auf den verschiedenen Arbeitsgebieten der kirchl. Gemeindearbeit, Inneren Mission, und der allgemeinen Wohlfahrtspflege.
Prospekte: durch d. Leiter, P. Lic. Dr. Schreiner, Spandau, Ev. Johannesstift.

Mittagstisch
auch veget. und diät. (nach Lahmann, Ragnar Berg, Bircher Benner)
Haus Burgfriede
Hamburg 24, Graumannsweg 30a, 10—15 Min. v. Hauptbahnhof
beste Hoch- und Straßenbahnverbindung
Mäßige Preise. Tischzeit 12—4 Uhr, Sonntags geschlossen
Inhaberin: Louise Arents
früher Hausmutter im Heim der Freunde d. Christl. Welt, Friedrichroda.

Heim der Freunde der Christlichen Welt
Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6
Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Behaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.
Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Berlin W 56
Oberwallstr. 16a
Gabbe's Lehranstalten mit Internat.
Abitur, O. II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex.
Latinum, Graecum, Hebraicum,
Physikalisch-chem. Laboratorium.

Beste **deutsche Bezugsquelle**
Billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. **graue,** geschlissene M. 0.80 und 1.—, **halbweiße** M. 1.20, **weiße,** flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, **Herrschaftsschleiß** M. 4.—, bester **Halbflaum** M. 5.— u. 6.—, ungeschl. flaum. **Rupffedern** M. 2.20, 2.80 und 3.25, **Flaumrupf** M. 3 80 und 4.80, **Daunen** grau M. 4.— und 5.—, **Daunen** weiß M. 7.—, 10.— zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfd. an auch postfrei. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.
Rudolf Blahut Erstes Bettfederngroßhaus **Deschenitz 70** Böhmerwald.

Im **Heim der Freunde der Christlichen Welt** in Friedrichroda finden junge Mädchen von Januar bis April liebevolle Aufnahme zur Erlernung des Haushalts (Kochen, Backen, Nähen, Behandlung der Wäsche), geselliger Umgangsformen. Gelegenheit für Gymnastik und fremdsprachlichen Unterricht. — Wintersport. — Sehr geeignet für erholungs- u. pflegebedürftige Jugend. Preis 120—150 M. Anfragen an die Hausmutter Frau Minnie Blume, Friedrichroda in Thüringen, Schreibersweg 6.

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

In sonniger Höhenlage eines Schwarzwaldstädtchens werden in die Familie eines in Jugendarbeit erfahrenen Theologen zum Frühjahrsschulanfang **einige Schüler** zur Miterziehung mit zwei eigenen Jungen aufgenommen. Höhere Schulen am Platze, zunächst bis OII. Angebote schon jetzt unter **St. 24** erbeten an den Verlag d. Bl.

In der Nacht vom 6. zum 7. Dezember 1928 ist mein lieber Bruder

Lic. Dr. **Viktor Kirchner**

Pfarrer in Gröningen

im 59. Lebensjahre von mannigfachem Leiden durch einen sanften Tod erlöst worden.

Er war dankbarer Leser der Christlichen Welt seit seiner Studentenzeit.

(Offenb. 2,10)

Gera, 15. 12. 1928. **Georg Kirchner**
Studienrat i. R.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 19. Januar